

Zeitschrift: Schweizerische Kirchenzeitung : Fachzeitschrift für Theologie und Seelsorge
Herausgeber: Deutschschweizerische Ordinarienkonferenz
Band: - (1907)
Heft: 47-48

Heft

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 08.08.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Kirchen-Zeitung

Der lieben heiligen Elisabeth zur 700. Geburtstagfeier

Schauplatz

Wartburg-Erinnerungen.

Wege.

Es war nach den Arbeiten, Anregungen und Erlebnissen des Katholikentages zu Würzburg im August 1907! Vor einer weiteren Arbeit in München suchte ich einige Tage stiller Ruhe.

Da stieg ein unvergessliches Bild einzigartiger Ruhe und doch reichsten und tiefsten Inhaltes vor meiner Seele auf, das ich vor drei Jahren empfangen und seither in lebensfrischem Andenken bewahrt hatte . . . nobile illud castrum Wartberg, wie eine alte Chronik sagt. Ich empfand etwas, was Scheffel in seiner „Frau Aventiure“ Wartburg-Heimweh nennt:

Wo ich streife, wo ich jage,
Bleibt ein Wunsch mir ungestillt,
Weil ich stets im Sinne frage,
Wartburg, deiner Schönheit Bild.
In des Forsts umlaubten Grunde,
In der Talschlucht dunklem Graus
Sehnt das Aug' zu jeder Stunde
Sich nach dir, mein „Herz-ruh-aus“!

Durch altbekannte, mit Studentenerinnerungen durchflochtene Gegenden brachte mich der Eilzug noch spät gegen Abend nach Bamberg — und weiter durch die reichen Gemüsepflanzungen der vielen Stadtgärtner, deren Beete weit hinaus in das Land sich erstrecken — — nordwärts in



St. Elisabeth.

Hans Holbein der Ält. pinx.

das Maintal. Von den Höhen rechts grüßten der Staffelstein und der berühmte Wallfahrtsort Vierzehnheiligen mit seinen Domtürmen. Lebhaftere Erinnerungen stiegen in meiner Seele auf an eine Fußwanderung über diese Höhenzüge von Lichtenfels nach der Waldeseinsamkeit von Vierzehnheiligen, einem wahren farbenstrahlenden Juwel der Barockbaukunst, eingebettet in die smaragdene Flur- und Wälderpracht — und von da, wo ich am eigenartigen Wallfahrtsaltare die hl. Messe gefeiert, unter aufsteigenden Morgennebeln im strahlenden Sonnenglanze über Hügel und Hochebenen, auf denen die Versteinerungen wie in einem Museum offen umherliegen — zum Hl. Veit von Staffelstein und zum Eremiten vom Staffelberg. Die eingebrochene Dunkelheit rief mir auch eine nächtliche, fast unheimliche Rückwanderung vom Schlosse Banz auf der andern Mainseite nach Lichtenfels in das Gedächtnis zurück, die am Vorabende jener Vierzehnheiligen Wallfahrt unter allerlei Zwischenfällen geschehen war. — Damals freute ich mich als müder und verirrter Fußwanderer über die strahlenden elektrischen Lichter der Bahnhofanlagen von Lichtenfels. Heute war nach dem Verlassen des Zuges Lichtenfels fast lichtlos, so dass ich Mühe hatte,

das freundliche, im Umbau begriffene Bahnhof-Hotel zu finden. Ich hatte die nordbayrische Uebergangsstation Lichtenfels zum Nachtaufenthalt gewählt, um mit dem Morgenschnellzug frühzeitig nach Eisenach zu gelangen. Nach abwechslungsreicher mehrstündiger Morgenfahrt durch die vielen „Vaterländer“ — d. i. durch die kleindeutschen Mittelstaaten — erfreute mich der Schaffnerruf: „Eisenach!“

Elisabethenstadt — Lutherstadt.

Diesmal wollte ich so rasch als möglich auf der Wartburg sein, den Tag über bleiben und auch auf der Wartburg übernachten. So leistete ich mir den Luxus eines Wagens und entdeckte in meiner Wartburg-Sehnsucht erst bei der Auf- fahrt, dass zwei mutige Rappen mein Gefährte zogen. Die mir schon bekannten eigenartigen Stadtbilder Eisenachs eilten rasch vorüber: die malerische Nikolaikirche mit dem schönen hohen Turm — das Lutherdenkmal mit seinen drei Marmorreliefs — das Denkmal des grossen Musikers Sebastian Bach, der am 21. März 1685 zu Eisenach geboren wurde — der Markt- platz — die Esplanade. — Als wir am Hotel Kronprinz vorbeifuhren, wo ich im Herbst 1904 gastliche Aufnahme gefunden hatte, traten einfache, doch nicht ganz wertlose Reise- erinnerungen vor meine Seele. Hier hatte ich an einem stillen Augustabend bis tief in die Nacht hinein ein Gespräch mit einem Geographen Biedermann, der mir sehr interessante Auf- schlüsse über die Geographie des mächtigen Thüringerwaldes gab, der nahe bei Eisenach beginnt und an die 30 bis 40 Stunden in die Weite und Runde mit eingebetteten Tälern sich dahinzieht: namentlich erzählte er mir von der uralten Wald- und Hügelstrasse, dem Rennstieg und seinen Wanderungen auf demselben. Der Thüringerwald ist etwa 110 km lang und 10—35 km breit. Damals sass ich am andern Morgen wieder im Kronprinz-Hotel zum Frühstück, dessen landesüblicher Reichtum unser schweizerisches Café complet weit übertrifft: Zugaben von Butter, Käse, Konfitüren, Honig, verschiedenen Weiss- und Schwarzbrotarten, aufgeschnittenem kaltem Fleisch, Eiern und schliesslich noch eine riesige Hammelkeule mit schlachtbereitem glänzenden Messer sind offenbar berechnet für grosse anstrengungsreiche Weitwanderungen in die Riesen- wälder Thüringens. Als ich gelegentlich meinem Nebenmann beim Frühstück bemerkte — um nicht als leichtsinniger Sonntags- wanderer im geistlichen Kleide zu erscheinen —: ich hätte eben die hl. Messe gefeiert und wollte nun die Wartburg be- suchen, da wich er erstaunt, fast erschreckt zurück: „Wie? — in Eisenach Messe gelesen?“ — „Ja doch, Messe gefeiert!“ Er rückte näher an mich heran: „Habe ich Sie richtig ver- standen: Messe gelesen, römisch-katholische Messe gelesen in Eisenach. Sie verstehen mich: römische Messe?“ — „Gewiss, mein lieber Herr, eben jetzt, in der neuen schönen katholischen Elisabethenkirche; gehen Sie nur hin, sie an- zusehen!“ — Der Mann war aus Norddeutschland, aus dem äussersten, ganz protestantischen Norden und ich hatte alle Mühe, ihm die Möglichkeit und Wirklichkeit der Tatsache, dass in der Lutherstadt Eisenach jetzt wieder katholischer Gottesdienst gefeiert wird, begreiflich zu machen. Jüngst erzählte mir ein Thurgauer-Grenzpfarrer, dass in die Nähe von Schaffhausen eine ganze urprotestantische Gemeinde aus dem äussersten preussischen Norden im Jahre des Heils 1906 mit ihrem Pastor nach Verkauf aller Güter ausgewandert sei: weil

der deutsche Kaiser allmählich das ganze Reich — katholisch machen wolle. — Diese Protestanten kaufen in Schaffhausen keine Bibel, weil sie nur eine gesicherte, orthodox rein bewahrte ihrer Ueberlieferung wünschen. — Nicht uninteressante Bilder — ein Gemisch von Kurzsichtigkeit und subjektiver rührender Glaubenstreue. —

Ich fahre durch die Elisabethenstadt, der Elisa- bethenburg zu —: denn das ist Eisenach, das ist die Wart- burg — trotz allem — in erster Linie! Das ist die Wartburg erst recht wieder im 19. und 20. Jahrhundert geworden durch die hochsinnigen Restaurationen in den Jahren 1847—1867, namentlich durch die Grossherzogin Maria Paulowna, die die berühmten Schwind'schen Gemälde auf der Burg stiftete, durch den Grossherzog Karl Alexander (1853—1901) und den deutschen Kaiser Wilhelm II., der die Kemenate der Heiligen mit den herrlichen Mosaiken schmückte. Darum rüstet sich auch Eisenach zur 7. Säkularfeier der Geburt des Elisabethenkindes, die dies Jahr einfällt. Der Stadtmagistrat von Eisenach soll zur Säkularfeier zu Ehren der heiligen Elisabeth auch die Ein- ladung des Bischofes von Fulda in Aussicht genommen haben. Dieses feine Taktgefühl der Behörde von Eisenach hätte aber einige Herren von der Richtung des evangelischen Bundes und der Zeitschrift „Wartburg“ derartig in Aufregung versetzt, dass für dieses Jahr von einer Säkularfeier in Eisenach abgesehen worden sei. Hoffen wir, dass sich im Nachjahr Katholiken und Protestanten zu einer edlen geschichtlichen Feier zusammen- finden: da ist doch wahrhaftig ein gemeinsamer Boden zu finden. Das katholische Volk aber wird sein Kirchenfest jedenfalls mit besonderem Glanze und religiöser innerlicher Seelenerneuerung in diesem Jahre begehen.

Unter solchen Gedanken war mein Gefährte bereits bis mitten in den Burgwald aufgefahren. Beim romanischen Elisabethenbrunnen in der Waldeseinsamkeit stieg ich aus und pflückte zum Andenken einige Waldblumen.

Der letzte Steig ist nur dem Fusswanderer leicht erreichbar.

Hei! nun ist der Grat erstiegen,
Der sich hub als Scheidewand,
Und ich sah dein Banner fliegen
Fern am schmalen Felsenrand.

(Scheffel)

„Nobile illud castrum Wartberc . . .“

Vor mir liegt die Königin der Burgen Thüringens und weiter deutscher Länder (410 m über Meer, 187 m über Eisenach). Ich zog ins altbekannte, einzig schön gelegene Wartburghotel auf einer lauschigen Ecke ein, dessen gotische Veranden unmittelbar über den Wipfeln unermesslicher Wälder sich weiten: — dann mit der nächsten Führungsgelegenheit ins herrliche Schloss! Es ist ein stattlicher romanischer Bau mit einer Vorburg, einem Ritterhaus und Ritterkemenaten, einem ersten echt mittelalterlichen Winkelhof mit einer Fülle male- rischer Stein- und Holzriegelbauten, einem weiten zweiten gross- artigen Burghof, an dessen einer Seite Nebengebäude und Ring- mauerumgänge, im Hintergrund auch ein stolzer Wartturm sichtbar werden, während die Gegenseite den festlich gross- artigen romanischen Palas mit seinen schönen Rundfenster- galerien und prächtigen Säulchenstellungen darbietet. In einer lauschigen Ecke blüht und spriessst ein vielfarbiger Blumen- garten mit feinen Salpiglossen, Reseden, buntem Eibisch und herbstlicher Malvenherrlichkeit! Der Eintritt in das kleine Gelände mit einem Steinerker und einladendem Weitblick blieb

versagt. Die mittelalterliche Burgherrlichkeit ist hier neu erstanden — alles altertümlich und doch alles lebendig. Ich kenne kein Schloss, in dem man sich so lebhaft in die alte Zeit versetzt fühlt und doch wieder nicht unter Ruinen weilt, sondern mitten in neuem, modernem, aber zusammenstimmendem Kulturleben sich findet. Nur ein moderner, in rein mittelalterlichem Stil, doch mit dem Empfinden der Jetztzeit aufgetürmter Prachtbau potenziert noch die architektonische Wirkung der Wartburgeindrücke. Ich besuchte ihn absichtlich noch auf der Rückreise. Es ist das geradezu geniale Werk der Burg Neuschwanstein bei Hohenschwangau in Südbayern — ein Wunderbau Ludwig II. von Bayern, von dem Hansjakob mit Recht sagt: wenn einer barfuss vom untern Ende Italiens dahin wandern müsste — wäre der Besuch der Mühe wert. Die Besichtigung beider Burgen nacheinander hat einen ganz eigenartigen Reiz, zumal die malerische Innenausstattung so viele hochinteressante Parallelen bietet — und Ludwig II. in der Tat den künstlerischen Wartburggedanken weiter entfalten wollte.

In der Luther-Stube.

Wir waren, eine Gesellschaft von etwa 30 Personen — das frühere Mal waren es an die hundert — über die Zugbrücke, durch das Burgtor und den ersten engen, in Felsen gehauenen Hof in die Vorburg eingetreten und sofort in das Ritterhaus derselben. Von der Wohnung des Burgherrn mit uraltem Steinsitz und Steintisch — ging uns der Führer durch stille Stiegen voran — in die Luther-Stube. Sie befindet sich im Nebengebäude der Burg. Wie brandende Meereswellen drängen die geschichtlichen Erinnerungen an eine gewaltige Kampfzeit in das stille Gemach. Hier weilte — im schützenden Burgfrieden — Luther als Junker Georg vom 4. Mai 1521 bis zum 5. März 1522. Hier arbeitete der sprachgewandte Mann an seiner Bibelübersetzung. Hätte Luther erst die Stürme seines skrupulösen Gewissens und dann die extremen Mächte seines Geistes und Gemütes im Geiste der Nachfolge Christi und der ältern Ascese beruhigt und geleitet, seine Arbeits- und seine Organisationskraft für eine kirchliche Reformation im Geiste eines Niklaus von Cusa, eines Trithemius, eines Zasius dem katholischen Gedanken dienstbar gemacht, seine Kritiklust und -Kraft den Begleiterscheinungen eines zerfallenden religiösen Lebens, nicht aber dem Wesen der Kirche und den notwendigen Konsequenzen aus demselben zugewandt — wie Grasses hätte Luther für die ganze Christenheit leisten können und für die einige Arbeit von Jahrhunderten und Jahrtausenden! Ich blätterte in der Luther-Bibel, die auf einem Tische lag. So oft ich den Römerbrief sehe und noch viel mehr, wenn ich ihn lese und studiere, muss ich immer wieder staunen: wie ein Mann von den Geistesgaben Luthers aus diesem Briefe die Rechtfertigung durch den Glauben allein herauslesen konnte, während doch gerade dieser Brief das volle katholische Programm entfaltet: Das Evangelium Jesu Christi ist eine rechtfertigende und rettende Kraft Gottes für alle Menschen ohne Unterschied der Nation und Person, die aus dem Glauben gerecht leben (vgl. Römerbrief 1, 16. 17 und die Entfaltung dieser Theses im ganzen Briefe). Selbst Harnack sagt in seiner Rede auf den Geburtstag des Kaisers im Januar 1907: „Kein protestantischer Christ würde heute die katholische Lehre beanspruchen: dass nur

der Glaube einen Wert hat, der sich in der Liebe zu Gott und den Brüdern bewährt. Umgekehrt folgt der katholische Christ nur einer wiederholten Anweisung seiner Kirche, wenn er das Verdienst ablehnt, das nicht in der Gnade Gottes und im Glauben wurzelt.“ —

Ich war für meinen Münchener Aufenthalt in die Abtei St. Bonifaz eingeladen: dort ruht in der stillen Gruft P. Denifle, O. P., der grosse Lutherforscher. Lebhaft trafen mir die Erinnerungen und Nachweise Denifles und der Kampf um Denifles Buch in der Luther-Stube vor die Seele. Denifle hat durch seine Forschungen der protestantischen Kritik einen Felsblock in den Garten geworfen, den sie nicht mehr wegzuschaffen vermag: an der Wucht der Tatsachen kommt man nicht mehr vorbei. Man mag manches einzelne dem Temperament und der Eigenart Denifles zuschreiben und korrigieren — das Wesentliche am Lebenswerke Denifles und auch an seinem Lutherwerk ist eine einzig grossartige Leistung echter Forschung. — Aber auch andere Gedanken begegnen einem in der Luther-Stube. Ich hatte zu Würzburg die katholische Confessio auf das Leben Jesu und das Bekenntnis von Cäsarea Philippi zurückgeführt. Ich hatte aber auch den Gedanken ausgesprochen: dass der Katholik den Beweis seiner Religion und Konfession führen kann, ohne auch nur einen Andersgläubigen zu beleidigen. Noch mehr! Der Protestantismus und die christlichen von uns getrennten Konfessionen treten uns heute als eine geschichtlich gewordene, in langer Entwicklung ausgeprägte Erscheinung entgegen. Darum erscheint auch der kirchlichen Theologie der heutige Protestant nicht als der vom Glauben der Kirche Abgefallene, sondern viel eher im vornherein als Christ guten Glaubens, der unsere Kirche als private und sozial-religiöse Erzieherin nicht kannte. Wir sind eher geneigt, das Gemeinsame zu beachten, als das Trennende. Darum gilt heute praktisch und tatsächlich betrachtet der weitherzige Geist der kirchlichen Gesetzgebung gegenüber den nichtchristlichen Bekenntnissen auch gegenüber den christlichen Konfessionen. — Ich will damit nicht etwa die getrennten christlichen Brüder auf die gleiche Linie wie die Heiden stellen, aber die Kirche bringt ihnen gegenüber jetzt den gleichen milden Geist der kirchlichen Gesetzgebung in Anwendung! Darum hat Leo XIII. ohne jede Unterscheidung so scharf die rein geistigen Mittel betont und wiederholt den allgemeinen Grundsatz ausgesprochen: Kein Fernstehender irgend welcher Art dürfe in Glaubenssachen mit Zwang behandelt werden. Vergessen wir nie, wo immer es sich um Hebung von Vorurteilen, um Verteidigung und Heimführung, um Apologetik oder Irenik handelt, das schöne Wort Pius X. in seiner Antrittsenzyklika: „Religiöse Aufklärung mit geistigen Mitteln ist der eigentliche Hauptweg, um die Herrschaft Gottes in den Geistern wiederherzustellen“ und den tiefen Grund, den Pius dafür angibt: „Lumine rationis maxime ac libertate ducuntur homines: die Menschen lassen sich in religiösen Dingen am besten durch die Mittel des Geistes und der Freiheit leiten!“

Diese Gedanken, die ich zu Würzburg in die Männercharen der Generalversammlung hineinrufen durfte — standen mir hier doppelt lebendig vor der Seele.

Drei Dinge tun den Katholiken not. Klares, unverfälschtes, orthodoxes Bekenntnis unserer Religion in Wort und Leben, wie es eben wieder Pius in seiner grossartigen, hochernsten Enzyklika Pascendi gregis fordert — Rechnen mit der Vollwahrheit geschichtlicher Tatsachen — aber auch liebevolles Verständnis

für die Entwicklung und tatsächliche Entfaltung der Verhältnisse unserer getrennten Brüder, ihrer bona fides, all' der edeln christlichen Arbeit unter ihnen, all des Ringens und des Heimwehs nach Christus! — Das befähigt auch den Katholiken, trotz aller Wehmut über die zerrissene Einheit, trotz der allerernstesten Verurteilung des Bruches Luthers mit der Kirche, gewisse grosse Eigenschaften seines Geistes vorurteilsfrei anzuerkennen!

Das kleine Zimmer enthält allerlei Andenken an Luther — einen Tisch aus seinem elterlichen Hause — ein Gemälde Luthers von Lukas Cranach — eine alte Bettstelle — einen Mammutknochen, der dem Reformator als Fusschemel diente. Der Arbeitstisch Luthers wurde von Verehrern des Reformators in Spänen längst in alle Welt getragen. Der Kastellan zeigte auch zwischen dem alten Ofen und dem aus Möhra hergebrachten Tisch, an dem Luther noch als Knabe sass, einen tiefen Einschnitt an der Wand, mit dem Bemerkten: hier war der berühmte Tintenleck. Auch dieser ist mit den Splintern und Stücken der Wand in alle Gegenden davon getragen worden. Es soll das jene Stelle der Wand gewesen sein, nach der Luther sein Tintenfass geworfen hat, da der Teufel ihn „mit der Justifikation anfocht“. — Also auch hier Reliquienkultus! Mit welchem Recht kann man da gegen die katholische Reliquienverehrung vorgehen, die doch ganz anders begründet und überdies echt altchristlich ist? Aber auch hier bauen die Uebelnatur und der kirchliche Gebrauch wieder auf die Natur: den echt menschlichen Zug: dass einem alles teuer ist, was mit der Persönlichkeit und dem Leben eines vielverehrten Verstorbenen in engerer Beziehung stand. Es ist Allerheiligenwoche, da ich dieses schreibe. Als Kaiser Phokas im Jahre 610 dem Papst Bonifaz IV. das Pantheon schenkte, als ganze Wagenreihen, von Prozession und Psalmengesang begleitet, von der Appischen Strasse und den Katakomben her zahllose Gebeine der Martyrer durch die Stadt zu dem ehemaligen Heidentempel führten, als Bonifaz nach Entfernung der Götterstatuen den Tempel aller Götter zu einem Dome aller Martyrer und Heiligen weihte, und deren Ueberreste in den Altären und Wänden des herrlichen Kuppelbaues barg, — da fasste er nur die Gedanken und Zeugnisse der Katakomben und der christlichen Vorzeit in ein einziges Bekenntnis zusammen und gab den Anstoss zu den herrlichen Festen aller Heiligen und aller Reliquien. Sind das Feste der toten Gebeine? Die Kirche liest an Allerheiligen als Evangelium den Anfang der Bergpredigt. Wir verehren die Reliquien, weil sie als körperlicher Tempelbau Seelen und Geister umschlossen und beherbergten, welche die Worte der Bergpredigt in Tat und Leben, in Fleisch und Blut umgesetzt haben bis zur Heldengrösse des christlichen Charakters, und den Sonnenstrahlen der göttlichen Gnade immer weniger Hindernisse in den Weg legten, so dass sie die Vollreife des christlichen Lebens in ihnen entfalten konnten. — Wir begreifen die protestantische Verehrung für Luther. Ferne sei es von uns, über die weggetragenen Holzsplitter zu spotten! Aber man vergesse dann auch nicht, dass die katholische Heiligenverehrung vom Geiste edelsten natürlichen Empfindens und — vom Geiste der Bergpredigt Jesu durchweht ist!

Unter solchen Gedanken waren wir bereits vom Ritterhause niedergestiegen, hatten den Hof durchquert und waren in den eigentlichen Palas, das Landgrafenhaus, eingetreten. Ueber dem Portale prangt der schöne Spruch: Si Deus nobiscum, Quis contra nos? Wenn Gott für uns ist, wer ist wider uns?

Ist das nicht der herrliche Text zum Leben der heiligen Elisabeth?

Der Führer hatte uns in das zweite Stockwerk der Burg gebracht: wir standen in der Elisabethengalerie.

In der Elisabethengalerie.

Majestätisch einfache romanische Formen! Durch die Rundbogenfenster fällt vom Hofe her reiches Licht in den verhältnismässig schmalen Raum und auf die Gegenwand mit den herrlichen Gemälden des Moritz von Schwind. — Die Heiligen sterben nie. Sie leben immer wieder auf für die Seelenwelt späterer Zeiten und auch für die Kultur und Kunstwelt später Tage. In dieser Galerie des Wartburgschlosses soll Landgräfin Elisabeth einst die Nachricht von dem Tode ihres Gemahls zu Otranto in Italien erhalten haben und dann unter der Wucht des Schmerzes ohnmächtig zusammengebrochen sein. — Heute lebt sie noch in dieser Galerie, ja alle Wände und Säle des Wartburgschlosses sprechen wie in einer Harmonie vieler Stimmen in klangvollem inhaltreichem Akkord: Elisabeth — und zwar erst recht wieder seit der Mitte des letzten Jahrhunderts (1854 u. 1855). Als die zweite Periode der Romantik am Morgen des 19. Jahrhunderts die religiösen Ideale und die unvergängliche Schönheitswelt des Mittelalters wieder erweckte, da schritt auch die hl. Elisabeth neuerdings durch die Hallen der Wartburg und erweckte Schriftsteller und Künstler zu einem neuen Wettstreit. Der unvergessliche Bischof Dr. Karl Johann Greith von St. Gallen schreibt in einem Vorwort zur Uebersetzung des Lebens der hl. Elisabeth von Ungarn, Landgräfin von Thüringen, vom Grafen von Montalembert, durch J. Ph. Städtler die nachfolgenden Gedanken nieder:

„Das Werk des Grafen von Montalembert über „Das Leben der heiligen Elisabeth von Ungarn“, das in der vorliegenden Prachtausgabe nach der deutschen Uebersetzung von J. Ph. Städtler bei der Verlagshandlung der Gebrüder Karl u. Nikolaus Benziger in Einsiedeln neuestens erschienen ist, verdankt seinen Ursprung den Anregungen, welche der jugendliche Verfasser zu Anfang der 1830er Jahre im Görres'schen Hause zu München erhielt. Selige Erinnerungen führen mich in jene Zeit zurück, wo mir während den Universitätsjahren gegönnt war, an den Abendzirkeln teilzunehmen, die bei Görres zuweilen abgehalten wurden. Gleichgesinnte Männer wie Rings-eis, Oberkamp, Kerz, Moy, Döllinger, Lassaulx, Guido Görres u. a. fanden sich da ein, um von des Tages Mähen auszu-ruhen und über wissenschaftliche Gegenstände oder historische und politische Fragen ihre Ansichten gegenseitig auszutauschen. Nicht selten trafen von Regensburg her auch Clemens Brentano und Diepenbrock (der nachmalige Kardinal) ein, der damals gerade mit der Herausgabe der Schriften von Heinrich Suso beschäftigt war. Nach dem Ausbruch der Juli-Revolution bezog Montalembert die Hochschule von München und schloss sich dem Kreise hervorragender Gelehrten an. Hier wurde er zuerst angeregt und veranlasst, die Lebensgeschichte der heiligen Elisabeth von Ungarn zu schreiben — ein Werk, das schon bei seinem ersten Erscheinen in Ungarn grosses Aufsehen erweckt und dort einen mächtigen und entscheidenden Einfluss auf die öffentliche Meinung ausgeübt hat. Und es konnte wohl kaum anders sein. In den deutschen Hörsälen und im näheren Umgange mit den katholischen Gelehrten war für den jugendlichen, hochbegabten Grafen eine neue, ihm bis-

her vielfach unbekannte Welt von Ideen aufgegangen. Das wissenschaftliche Leben der Hochschule München war zwar damals schon keineswegs ein im Zentrum des Christentums geeintes und zusammengehaltenes, immerhin ein nach allen Richtungen hin gewecktes und gehobenes. Auf der Unterlage seines nahezu alles umfassenden Wissens unternahm Görres, die Universalgeschichte nach den Gesichtspunkten christlicher Weltanschauung zu rekonstruieren; die historischen Fundgruben der deutschen Volksstämme wurden aufgesucht, und die gewonnenen und gereinigten Metalle zur Beseitigung veralteter Vorurteile und zur Herstellung einer objektiv gehaltenen Historiographie verwertet. Die ältesten Denkmäler der deutschen Sprache und ihrer verschiedenen Idiome traten aus dem dunkeln Schachte der Büchereien wieder ans Tageslicht; der Bau ihrer Grammatik wurde aufgeführt; mit den Sagen und Märchen deutscher Vorzeit wurden auch die Meistergesänge und Minnelieder der mittleren Zeit zur allgemeinen Kenntnis gebracht, und die Werke der deutschen Mystiker fanden umso sicherer die verdiente Anerkennung, je mehr man sich Mühe gab, in ihr Verständnis einzudringen. Dieser Rückschau in die deutsche Vorzeit konnten sich auch die Monumente der plastischen Kunst, der Architektur, Skulptur und Malerei nicht entziehen; auch sie traten in die Reihen der unzähligen Zeugen ein, welche von alters her die kulturhistorische Wirksamkeit der katholischen Kirche hervorhoben und ihre daherigen unvergänglichen Verdienste lauten Rufes heute noch verkünden. Diese Strömung der Geister konnte an Montalembert nicht wirkungslos vorüberziehen; er wurde von ihr erfasst und hat sie — wie ein internationaler Vermittler — auf den Boden Frankreichs übertragen. In einem Alter von 26 Jahren, den 1. Mai 1836 brachte er sein Buch von dem „Leben der heiligen Elisabeth von Ungarn“, Landgräfin von Thüringen und Hessen, zu Ende, das in blumenreicher Darstellung und schwungvoller Diktion ganz den Stempel des jugendlichen Alters an sich trägt, während die darin niedergelegten Gedanken, Urteile und Ansichten so tief gedacht und gründlich erfasst sind, dass sie einem geübten Denker und Manne reifer Erfahrung zur Ehre gereichen würden. Gleich neuen Entdeckungen wurden sie in Frankreich mit Begeisterung aufgenommen. Denn wie kaum ein Anderer zuvor hatte Montalembert mit denselben die Nebel der Vorurteile und Irrtümer zerstreut, welche der Unverstand oder der böse Wille über das christliche Mittelalter verbreitet hatte; mit Bewunderung blickten jetzt seine Landsleute auf das herrliche Panorama, das er ihnen über die Zeit König Ludwig des Heiligen als Einrahmung des Lebensbildes von der hl. Elisabeth von Ungarn so meisterhaft entworfen hatte. Von da an wurde das wahrhaft Grosse immer mehr gewürdigt und anerkannt, das jene Zeit in allen Gebieten des öffentlichen Lebens geschaffen hatte, das aber von den Anhängern der Renaissance, später von dem frivolen Geist der Periode Ludwig XIV. und von der Satyre Voltaires und seiner Schüler solange und so arg verspottet und verächtlich gemacht worden war.“

Ist nicht Elisabeth auf der Wartburg von den Toten auferstanden? Ging sie nicht mit Montalemberts Buch heim-suchend und belebend durch alle Länder Europas? Später hat ihr Alban Stolz mit seinem schönen Buche die Wege in die weiten Kreise des Volkes bereitet.

Nicht anders in der Kunst der Malerei. Moritz von Schwind kam im ersten Mal zum Zwecke von Studien

für den Grafen von Gleichen nach Thüringen in die Gegend der Wartburg, die es ihm angetan hat. Zufällig traf er dort mit seinem früheren Freunde Schober zusammen. Dieser stellte den Maler zu günstiger Zeit dem Grossherzog von Weimar vor, der, durch Stiftungen seiner fürstlichen Familie veranlasst, den grossen Plan gefasst hatte, die ganze Wartburg mit einem bedeutsamen Freskenzyklus auszumalen. Diese Arbeit wurde nach langen Verhandlungen tatsächlich Moritz von Schwind übertragen. Er betrachtete das als ein wichtiges Ereignis seines Lebens. Er flüchtete gleichsam unter den schützenden Mantel der Grossherzogin, die ihm hohe Aufgaben stellte, nach denen er sich schon lange gesehnt, wie einst der Sänger Heinrich von Ofterdingen im Sängerstreit sich unter den Mantel der Hessischen Landgräfin auf der Wartburg geflüchtet hatte. Schwind gab diesem Gedanken Ausdruck in einem Bildblatt, das sofort entstand und leise sinnreiche persönliche Anspielungen ausspricht: „Heinrich von Ofterdingen unter den Mantel der Landgräfin flüchtend.“ Das liebliche Bild beschäftigte Schwind noch lange. Wir finden es wieder im dritten endgültigen Entwurf zum grossen von ihm ausgeführten Gemälde: Der Sängerkrieg auf der Wartburg im Sängersaal eben dieser Burg. Es war aber auch ein wahres Glück, dass Moritz von Schwind unter den schützenden Mantel der heiligen Elisabeth geflohen ist. Schwind war ein Romantiker von Gottesgnaden. Seine Kunst war ideal, rein und keusch. Es war in ihm etwas von der Musik des Minnengesanges. Zugleich war aber Schwind ein volles Kind seiner Zeit, ganz in der Gegenwart stehend und mit ihr lebend, kein archäologischer Romantiker. Er war, wie er selbst bekennt, kein Kirchenkünstler, aber ein treuer Sohn der Kirche. Wie geeignet war also Schwind mit seiner Gemütsfülle, seiner Naivität, seiner Unmittelbarkeit, seinem Zeichnungsgenie, seiner Formenfülle, das Elisabethenleben in einen profanen Raum zu zeichnen, der durch sie selber geweiht ist. Es war nicht die Aufgabe des reinen Historienmalers, was nie Schwinds eigentliche Stärke war. Er konnte hier die Unmittelbarkeit seines Innenlebens zugleich zur Geltung bringen, um die ewig junge Geschichte der lieben heiligen Elisabeth zu vergegenwärtigen.

Wir stehen vor dem ersten Bilde. Eine hohe Raumfläche! Aller landschaftliche Hintergrund ist vermieden. Den zweiten Raum über dem Gemälde füllt ein einfaches freundliches Rosenornament mit liebenswürdigen Linien. Bunte Vögel spielen in den Blütenzweigen der stilisierten Sträucher. Echt mittelalterlich! Aber doch voll erlebt und umgestimmt in Schwinds freundliche Eigenart! — Ein altertümlicher Wagen mit hohem Hinterteil ist eben angefahren. Führer und Begleiter sind ungarische Edellute, am charakteristischen Schnurrbart sofort kenntlich, im prächtigen Gegensatz zu den echt deutschen Gesichtern der übrigen Personen des Bildes. Die heilige Elisabeth kommt im Alter von 4 Jahren (1211) als künftige Braut des kleinen Landgrafen Ludwig auf die Wartburg. Im fürstlichen wallenden Gewande steht Landgraf Hermann von Thüringen, das Haupt über den wallenden Locken mit dem Diadem gekrönt, vor dem Wagen und nimmt mit aufgehobenen helfenden Händen das Elisabethkind im langen, steifen und fremdartigen Reisekostüm in Empfang. Um das Haupt des Kindes leuchtet der Heiligenschein. Die flatternden Tauben in den Rosenzweigen verkünden den Frieden. Alles drängt sich um den Wagen. Alles ist in Bewegung. Auf den Gesichtern der Begrüssenden und der An-

kommenden Freude und Ueberraschung! Nur der bloss im Rücken sichtbare Fuhrmann wendet keinen Blick, seiner Pflicht waltend, damit kein Ross sich rühre, kein Rad auch nur leise sich bewege. Im Mittelgrunde des Gemäldes eine prächtige Kindergruppe: die Kinder des Landgrafen, Brüderchen und Schwesterchen im mittelalterlichen Kleid und Haarschmuck sind herbeigeeilt. Der kleine Ludwig will stürmisch an den Speichen der Wagenräder emporsteigen und streckt beide Händchen der künftigen Gespielin und einstigen Braut entgegen. Das Schwesterchen unterstützt ihn mit stürmischem Jubel. Das Bild spricht in seinen matten heraldischen Farben, in seiner prächtigen Zeichnung und mit seiner unmittelbaren Frische als romantische Idylle zu uns. Wir sind in der stillen Galerie sofort in die Tage der heiligen Elisabeth versetzt und schauen doch alles mit modernen Augen, in modernen Linien. Mit Spannung lauschen wir dem geistvollen Erzähler Schwind weiter: Er führt uns sofort in medias res, mitten ins Burgleben der Heiligen.

Ueber einem Türportal schildert er uns das Rosenwunder. Die Pflanzenornamente im Hintergrund sind jetzt spärlicher und ernster. Elisabeth erscheint bereits mitten in ihrem Leben und Wirken als Landgräfin. Ueberströmende Liebe ist ihre Eigenart. Der Landgraf, selber religiös und human, glaubt ihrem flutenden Eifer Schranken setzen zu müssen. Er verbietet ihr die vielen Ausgänge auf alle Wege der Noth und des Elends. Da fährt er eben im Bilde hoch zu Ross, das Jagdkleid tragend, zur Burg zurück. Ueberrascht trifft er Elisabeth auf einem Ausgang mit ihrer Begleiterin. Im weiten wallenden Mantel verhüllt trägt sie eine Bürde, wohl reiche Spende für Arme! Eben hat sie der Landgraf ernst zur Rede gestellt: „Was trägst du wieder unter dem Mantel? „Nur Rosen sind es, mein Lieber!“ In diesem Augenblick hat sie den Mantelumschlag geöffnet — aus der geheimnisvollen Bürde, von Hand und Mantel umrahmt, leuchten — prangende — Rosen. Der Graf greift unwillkürlich nach der ihn überraschenden Blumenherrlichkeit: Wirklich — ? — ja wirklich! Elisabeth schaut mit reinem, edlem, vollherrlichem Antlitz, aus dem Wahrhaftigkeit und Gradheit leuchten und mit ruhig sieghaftem Blicke unausgesetzt ihrem Gatten ins Auge — still und leise und doch ganz bestimmt sagen alle ihre Züge: Rosen, ja nur Rosen. — Gott fügt's! — Rosen der Liebe!

Die Begleiterin im Hintergrunde hat staunend ihre Hände zusammengeschlagen: ist's Verwunderung? ist's Dankgebet? Ein Jagdbegleiter ist in die Knie gesunken, dem stillen Walten der Vorsehung huldigend und der Fürstin. Die Ornamentranken tragen jetzt keine Rosen — sie sind ernst und hart! Aber die Rosen leuchten aus der Heiligen Schoss, aus der Heiligen Werke. Lieblich begleiten zwei runde Medaillons das Hauptbild. Ein Armer sitzt am Weg. Elisabeth reicht ihm reichliches Brod aus gefülltem Korbe. Der Wind weht durch ihren Kopfschleier — sie hat es eilig: die Linke soll nicht wissen, was die Rechte tut. Hungernde speisen: verkündet die Inschrift! Und wieder auf der andern Seite des Rosenwunderbildes: Dürstende tränken! Ein Brunnen strömt Wasser. Die Gräfin selbst hat das köstliche Nass geschöpft, reicht es leicht und lieblich sich beugend, dem Verschmachtenden. Alle Linien des Bildes sprechen das Wort des Heilandes nach: non veni ministrari, sed ministrare. So wandelt Elisabeth durch einen Garten von Rosen. Sieben

herrliche, unvergängliche Rosengesträuche (der 7 Werke der Barmherzigkeit blühen an ihrem Wege und göttliche Flammen umglühen sie und versengen sie nicht: Ich bin Jahwe — ich bin die Liebe! — — Das ist der tausendjährige Rosenstrauch der Wartburg, dessen Wurzel nie stirbt, dessen Rosen nie verblühen, schöner noch als jener tausendjährige Rosenbaum, der im stillen Friedhof zu Hildesheim am Domchor unverwüstlich emporrankt und fortblüht! Ja, es sind — Rosen. Wie lesen wir bei Isaias? „Brich dem Hungrigen dein Brod, führe Arme und Herberglose in dein Haus; wenn du einen Nackten siehst, bekleide ihn und verachte dein Fleisch nicht. Dann wird gleich dem Morgen dein Licht hervorbrechen . . . und du wirst sein wie ein wasserreicher Garten, wie eine Quelle, deren Wasser nicht versiegt . . . und der Herr wird dir Ruhe geben immerdar und mit Lichtglanz deine Seele erfüllen. (Isaias 58, 7. 8. 11.)

Und doch schien der Herr seinen Heiligen nicht die Ruhe zu gewähren. — Im folgenden Gemälde wehen die Kreuzzugsfahnen. Reisefertige Ritter umschwärmen das Bild. Zum letzten Male liegen sich Elisabeth und ihr in den Kreuzzug fahrender Gemahl in den Armen — der letzte Kuss — das letzte Wort —! Schwind weiss Opfer, Leid und Liebe ergreifend und lebenswahr zu schildern: dabei verklärt er die ganze Szene mit dem Idealismus seiner besten Romantik. — Wolken ziehen über Elisabethens Seele, — es verblasst der Lichtglanz im Gemüthe. —

Der ganze furchtbare Gewittersturm ist im folgenden Bilde bereits losgebrochen. Elisabeth ist Witwe geworden. Ihr Gemahl erlag dem Fieber zu Otranto in Italien. Heinrich Raspe, ihr Schwager, dem Ludwig die Regierung übergeben hatte — wurde ihr Gegner. Von Leidenschaft geblendet, verstösst er die hohe Frau mit ihren Kindern von der Burg. Grosszügig, einfach und ideal erzählt uns der Maler die erschütternde Szene! Eine tiefe Felsenschlucht, ein Weg über Steinplatten und rohe Stiegen! Aus der schmalen Oeffnung des Felsenweges grinst die Nacht. Im Hintergrunde, vom hohen Hügel, im Mondschein magisch verklärt, schaut die Wartburg nieder. — Das Pflanzenornament, das den offenen Bildraum erfüllt, spriessst diesmal aus einem knorrigen Stamme, der schwach nur am Felsen klebt: eine seiner verdorrten Hauptwurzeln sucht umsonst nach Halt und Erdrich. Erstarrt hängt sie am Felsen nieder. Eine Entwurzelte und Entthronte zieht durch die nächtliche Schlucht — Elisabeth! Eines der Fürstenkinder wankt voraus, den rohen, knorrigen Stab in einem der feinen Händchen führend, mit dem andern am harten Felsgestein sich haltend. Eben fährt der Sturmwind durch das Felsental. — Hoch weht das Mantelkleid der Heiligen empor. Entsetzt ob des Sturmes unheimlichem Wüten, bangend vor den Gewalten der Nacht, blickt das neben ihr schreitende Kind zurück, in lebhafter Geberde — fester und ängstlicher der Mutter Kleid ergreifend. — Die Kleinste birgt des Mantels weite, warme Umwallung. Der Schlossherrin Mantel, der sonst die stillen Almosen der hohen Frau zu umhüllen pflegte, ist nun der — einzige Schutz ihrer eigenen Kinder in finsterner Winternacht.

„Und wenn du dem Hungernden dein Mitleid erschliessest und die bedrängte Seele fröstend erfüllst — dann wird in der Finsternis dein Licht erglänzen und dein Dunkel zum hellen Mittag werden . . . und du wirst Grundfesten

legen von Geschlecht zu Geschlecht und Erbauer von Burg-
mauern wirst du genannt werden und Wegebahner zum
Frieden . . . und der Herr wird dir Ruhe geben immerdar
— und deine Gebeine mit Kraft erfüllen.“ (Isaias 58,
10. 11 12.)

An diese Verheissung des Geistes Gottes gemahnen die
Medaillonsbilder, die zwischen den grossen Gemälden dahin-
ziehen. In lebhafter Gebärde entledigt sich Elisabeth ihres
Mantels — um einen nackten Armen zu bekleiden — jetzt
umhüllt der Mantel der Verstossenen ihre entthronten und ver-
jagten Kinder. — Und wieder ein Medaillon zeigt uns die
herrliche Fürstin aus dem Tore tretend, lebhaft bewegt und
mit all' der hohen Schönheit herabsteigender Barmherzigkeit
Arme in die Herbergen führend — jetzt irrt sie selber arm,
herberglos durch die nächtliche Waldschlucht . . . „Und der
Herr wird der Herbergmutter Ruhe geben und ihre Gebeine
mit Kraft erfüllen —?“

Ruhig liegt Elisabeth im folgenden Bilde als Leiche in
der offenen Strohhütte. Ihr Beichtvater steht betend an
ihrem Totenlager — dessen Begleiter hat die Türe geöffnet
und schaut in die Höhe — über dem Dach der Hütte sind
singende Engel in das Rankenwerk des Bild-Ornamentes ein-
gezogen. — Christi Herrlichkeit selbst ist in die fröhlich
grünenden Zweige herabgestiegen, Elisabeths Seele in die
ewige Ruhe aufnehmend und sie mit himmlischem Lichtglanz
erfüllend.

In Not und Elend und unter der strengen Seelenleitung
des Konrad von Marburg war sie eine Heldin der Heilig-
keit geworden und losgeschält von allem hatte sie schon als
Erdenpilgerin Ruhe gefunden — in Gott. Sie wollte nicht mehr
in die Wartburg zurückkehren, auch als deren Tore sich
ihr wieder geöffnet hatten. Sie erhielt Marburg als Witwen-
sitz. Aber auch hier war nicht das Schloss ihre Wohnung:
sie baute sich ein kleines Haus in der Nähe einer Kirche und
ein Franziskanerhospiz. Ihr strenger Beichtvater milderte
hier ihre überströmende Barmherzigkeit, damit sie sich nicht
gänzlich jedes Besitztums beraubte. Als ihre Kinder versorgt
waren, lebte sie nur der Liebe zu Gott und den Menschen
— arm, eine Mutter der Armen —: Lichtglanz hatte nun
ihre Seele erfüllt — ihr Leben war ein reich bewässerter,
fruchtbarer Paradiesgarten geworden. Ihr sonst so strenger,
ja allzustrenger Beichtvater, der sie aber zur grossen Heiligkeit
planmässig erzog, dämmte jetzt ihre überströmende Freigebig-
keit ein und bewahrte ihr einen gewissen Eigenbesitz. Elisa-
beth aber hat im Geiste des Prophetenwortes — die Mauern
der Wartburg verherrlicht gebaut für 7 Jahrhunderte und ist
für Tausende eine Wegebahnerin zum Frieden geworden.

Und wie fährt Isaias weiter? —

„Mit Lichtglanz werde ich deine Seele erfüllen und
deine Gebeine mit Kraft!“

Wir stehen am Ende der Galerie. — Feierlich, hoch und
festlich aufgebahrt zieht im letzten Gemälde Schwind's — Elisa-
beths Leiche — als verehrungswürdige Reliquie einer 1235
heilig Gesprochenen — von Fürsten und Heerführern getragen,
unter ihnen, mit dem Kaiserdiadem gekrönt, Friedrich II.
an uns vorüber. Der Künstler hat Leichengeleite und Reliquien-
übertragung in den Dom von Marburg, in ein ideales Bild

vereinigt. Nur schwer konnte ich mich von diesem herr-
lichen Bilderzyklus trennen, — nur ungern gab ich dem
Drängen des Führers nach. — In meinem Herzen stieg das
festliche Bild des Doms von Marburg empor — den ich im
Jahre 1904 besucht hatte. Er ist eine herrliche Morgengabe
jungfräulicher gotischer Baukunst — nach der Liebfrauenkirche
in Trier das erste Baudenkmal vollendeten frühgotischen Stils
in Deutschland. Ja, der Herr hat dich zu einer Grundfeste ge-
macht für ganze Geschlechter und zur Erbauerin heiliger Mauern
und Tempel und deine Gebeine hat er mit Kraft erfüllt —
liebe heilige Elisabeth! So klang es mir aus Isaias nach. —

Wir waren unterdessen in das Landgrafenzimmer ge-
treten. Die Ausmalung des Landgrafenzimmers erzählt von
der Geschichte der Burg und der Burggrafen von Thüringen.
Hier ist Schwind ganz in seinem Elemente. Ein prächtiges
Friesbild zeigt uns Ludwig den Springer (1076—1123) wie
er mit einer Jagdgesellschaft durch finstern Wald und über
Felsen kletternd, eine Berghöhe mit herrlicher Aussicht ins
Thüringerland entdeckt: alles jubelt und ist in lebhaftester
Bewegung in dem Schwind'schen Bilde: der Landgraf, die
Jäger, die Jagdhörner, die Waldbäume, die Digitalisblumen,
selbst die Baumstrünke hüpfen auf: und der Landgraf ruff's
in die freie Luft hinaus: Wart, Berg, du sollst mir eine Burg
werden —: das ist die Gründung der Wartburg.

Ein anderes entsprechendes Friesbild zeigt in ungemein
glücklicher Scheidung eine Doppelszene. Eine hohe, durch
romanische Bogen offene, massive einstöckige Steinhütte! Da-
neben öffnet sich dem Blick eine prächtige Waldtallandschaft.
Durch den einen Torbogen zeigt sich ein enges Schlafgemach.
Auf dem Lager erwacht eben der leichtsinnige, sorgenlose und
vergnügungssüchtige Landgraf Ludwig II., der, mit 19 Jahren
schon zur Regierung gekommen, alles gehen liess, wie es ging,
während Höflinge ihn umschmeichelten und die Beamten das
Volk bedrückten und aussaugten. Er hat sich im Thüringerwald
verirrt und spät abends Unterkunft erhalten beim Schmied von
Ruhla. Die dröhnenden Hammerschläge des kraftvollen Schmie-
des, der unter dem zweiten Portale mitten in seiner Morgen-
arbeit am Ambos sichtbar wird, haben dem fürstlichen
Jäger den Spätschlaf verscheucht. Aber warum horcht er
sinnend und immer aufmerksamer, die Hand wie tastend
empor gehoben? Dem Hammerschlag auf Eisen und Ambos
fügt der Schmied schmunzelnd jeweilen ein Donnerwort nach,
das dem fürstlichen Schläfer in Ohren und Seele gellt: „Land-
graf werde hart!“ — „Landgraf werde hart!“ — „Landgraf
werde hart wie Eisen!“ — Dem fragenden Fürsten gab der
Schmied auch die Aufklärung, dass die landgräfliche Sorglosig-
keit die Verantwortung für die Bedrückungen trage. Ludwig
soll alsdann strenges Gericht gehalten haben: die sich Empö-
renden spannte er zur Strafe an den Pflug und liess sie das
Feld bearbeiten. Aus Ludwig dem Sorglosen wurde Ludwig
der Eiserne. Den künstlerisch wertvollen Moment der Hammer-
schläge und Donnerworte am Ambos und tief in das Gewissen
hat der Maler meisterlich aufgefasst und dargestellt. Im
sich anfügenden Waldlandschaftsbild sitzt auf der steinernen
Treppe, Ohren und Schnauze spitzend, lauschend und spähend
ein Windhündchen: die Höflinge wittern andere Luft! Aus
dem Eimer am Zisternenrand trinkt tief sinnig ein Rabe, eine
neue Zukunft kündend.

Ruhla! — Die Hammerschläge des Schmiedes von Ruhla
erweckten auch in mir alte, liebe Erinnerungen. Ich war im

September des Jahres 1904 nach fünfstündiger Wanderung durch den Thüringerwald selbst auch in das Tal von Ruhla herabgestiegen und durch das einsame, langhingestreckte Dorf gewallt. Gewiss sind für einen Schweizer die Schluchten, Täler und Engpässe des Thüringerwaldes gegenüber der Alpengrösse eine Kleinigkeit. Aber man darf beim Naturbetrachten nicht immer vergleichen. Man muss ein Auge haben für verschiedenartige Schönheit. Unser Herr und Gott hat in noch ganz anderem Masse als die Menschenkünstler verschiedene Baustile in seiner Schöpfung: die Gotik der Hochalpen, den Riesenrundbau des Welfalls, die Romantik der Juraschluchten, Renaissance und feinen Barock — — — ja wer wollte sie alle aufzählen — die Stile des ewigen Schöpfers und Architekten? Hat doch jede Blume ihren Stil! — Kann man nicht von der Gotik eines Augentrostes, eines Cirsiums, einer *Carlina acaulis* sprechen, sogar von der strengen Frühgotik der hohen Winteraster und der herbstlichen Malven, von der Renaissance der Reseden und Rosen? Oder sind nicht vielmehr die Menschenstile Abbilder des göttlichen Stiles? — Jeder Stil der Natur ist in seiner Art schön — und will auch in seiner Eigenheit aufgefasst sein! Als ich im September 1904 von der Wartburg abstieg, durch Waldwege zum Annatal wanderte, von da auf engsten Pfaden zwischen mit hohem Moos und Langflechten bewachsenen Steinfelsen mich durch die Drachenschlucht drückte, als ich in der Nähe der hohen Sonne durch eine Waldlücke auf eine Entfernung von zwei Stunden, wie zum Abschluss eines unermesslichen Säulenganges: nur das Wartburgbild überrascht erblickte, wie man etwa auf dem Aventin zu Rom durch das berühmte Schlüsselloch die Peterskuppel schaut, — da ich mitten im schweigenden Tiefwald, von freierer Hügelhöhe aus, das stille Wilhelmstal mit seinen düsteren Kleinseen, seinem Röhricht und seinen stolzen weissen Schwänen entzückt schaute, als ich nach gemüthlicher Mittagsrast in der stillen Waldwirtschaft in Begleitung eines zufällig getroffenen Eisenbahnbeamten aus Dresden mich noch tiefer in die schweigenden Forste wagte, wo ringsum Verbote und Warnungen vor Irr- und Seifenwegen den Wanderer mahnend warnen, um endlich nach langer Waldeswanderung, unter allerlei interessantem Gespräch mit meinem Begleiter auf Hauptstrassen und sorgsam bezeichneten Nebenpfaden in die Talschlucht von Ruhla einzumünden — — da musste ich mir doch immer wieder sagen: Nicht allein Alpengrösse und Alpenherrlichkeit, nein auch die Waldesgrösse eines unermesslichen bis fünfzig Stunden in die Weite sich ziehenden schweigenden Forstes spricht die Sprache hoher heiliger Kunst der Natur: des schönen Waldes Meister — — will ich loben, so lange noch meine Stimm' erschallt. — — —

Nachdem uns nun einmal die Hammerschläge des Schmieds von Ruhla für einige Augenblicke von der Elisabethenburg in den Thüringerwald gelockt haben, dessen grüne Baumwellen bis an sie selbst emporbranden und dessen Hügelwogen bis an die Horizontgrenze ziehen — so möge noch ein Wort vom Walde hier in die nahe Wartburg klingen. Der Begriff „Thüringerwald“ geht auf einen Riesenforst und zugleich auf ein grosses Gebirgs- und Hügelsystem. Das Gesamtgebiet des Gebirgszuges erhebt sich etwa 400—500 Meter über das umliegende Land. Berg und Wald ziehen von der Werra bei Eisenach südöstlich bis zur Rodach und südlich bis zur fränkischen Saale und zum Maingelände. Der Thüringerwald ist

ein Horstgebirge. Der südöstliche Teil, auch Frankenwald genannt, ist Schieferhochland, der nordwestliche Teil ein Porphyrgebirge mit Mangan- und Eisenerzen, Tuffen und Porzellanerden; auch Granitinseln finden sich in ihm. Dieser Teil, der eigentliche Thüringerwald, bildet die Grenze zwischen Thüringen und Franken, der Nordgegend und Maingegend, ja zum Teil sogar zwischen Nord- und Süddeutschland. Der eigentliche Thüringerwald bildet eine langgestreckte, stetig zu einem hohen Kamm geschlossene Bergkette. Auf eben diesem Gebirgskamm läuft ein meist fahrbarer, uralter Grenzweg, den Rennsteig oder Rainstieg (d. i. Grenzweg), den ich auf meiner Waldwanderung für kurze Zeit beging und wieder kreuzte, und von dem mir Geograph Biedermann an jenem Eisenacher Abend vieles Interessante erzählt hatte. Es ist im vollen Sinne des Wortes Grenzweg zwischen Thüringen und Franken — Länder- und Völkerscheide. Scheffel besingt ihn in seiner Frau Aventure, in Liedern, die er in die Zeit Heinrichs von Ofterdingen zurückversetzt und doch aus der Gegenwart singt:

Ein deutscher Bergpfad ist's! Die Städte flieht er,
Und keucht zum Kamm des Waldgebirgs hinauf,
Durch Laubgehölz und Tannendunkel zieht er,
Und birgt im Dickicht seinen scheuen Lauf.

Das Eichhorn kann von Ast zu Ast sich schwingen
Soweit er reicht, und nicht zu Boden springen.

Der Rennsteig ist's: die alte Landesscheide,
Die von der Werra bis zur Saale rennt
Und Recht und Sitte, Wildbann und Gejaide
Der Thüringer von dem der Franken trennt.
Du sprichst mit Sug, steigst du auf jenem Raine:
Hie rechts, hie links! hie Deutschlands Süd, dort Nord . . .
Wenn hie der Schnee schmilzt, strömt sein Guss zum Maine,
Was dort zu Tal träuft, rinnt zur Elbe fort;

Doch auch das Leben weiss den Pfad zu finden,
Was Menschen trennt, das muss sie auch verbinden!

Verscholl'ner Völker dunkle Wanderungen,
Kampf um den Landhag . . . Ueberfall und Flucht . . .
Kriegswiese . . . Mordfleck . . . Richtstatt: manch verklungen
Geheimnis schwebt um Höhensaum und Schlucht.
Und wer zu hören weiss im frommen Lauschen,
Wie herrlicher als Lied und Kunstgedicht
In stundenlangem leisen Wipfelrauschen
Des Waldes Seele mit sich selber spricht:

Der muss, wenn sommerliche Lüfte wehen,
Auf diesem Stieg als Wanderer sich ergehen.

Zwei herrliche Waldgegenden Deutschlands, in denen ich schon gewandert bin, scheinen mir durch Natur und Geschichte innerlich verwandt, der Thüringerwald mit seinem Rennstieg, und die Vogesenwälder von St. Odilien, wo ich im Herbst 1905 durch Waldesdunkel mit einem lieben Freund längs der uralten Heidenmauer zog. — — —

Doch führen wir das lenkbare Luftschiff der Phantasie und der treuen Erinnerung wieder sicher, wie Zeppelins Barke, über den Wipfel des Urwaldes weg durch die romanischen Fensterгалerien zurück ins Elisabethenschloss. — —

Der uns im Geiste unter den Hammerschlägen des Schmieds von Ruhla aus den Schlossmauern auf den Rennstieg führte, möge uns weiter durch die Burg geleiten — in den Sängersaal: — Viktor von Scheffel!

Doch vorher noch einen letzten Blick auf ein einziges noch nicht beachtetes Bild des Landgrafenzimmers.

Gesunde Kunst hat immer auch Humor. Humor in und mit der Kunst zog im glaubensstarken Mittelalter selbst in die hohen Dome, nistete sich sogar in den Schnitzereien der



Ludwig III. in der Schmiede: „Landgraf werde hart!“

Fresko von Moritz von Schwind in der Wartburg.

Chorstühle ein und kicherte aus heimlichen Winkeln über die Schwachheiten der frommen Beter. Dabei soll jedoch nicht geleugnet werden — dass der Humor in Kunst und Kirche im spätern Mittelalter auch da und dort ausartete. Ich erinnere an die Ausschreitungen im Dome zu Strassburg bei Anlass der üblichen Firmung des Landvolkes u. s. f.

Als die eigentliche Blüteperiode der Romantik im 19. Jahrhundert alter Zeiten Herrlichkeit zu neuer Blütenpracht und selbständiger Entfaltung erweckt hatte — da geisterte, lächelte und kicherte auch neuer, reiner Humor durch Burgsaal und Wandgemälde. Und was war doch Moritz von Schwind für ein Meister edelsten, reinen, gesunden, sprudelnden Humors. Hat er da ins Landgrafenzimmer mitten in fürstliches und bischöflich Würzburgisches Gefolge als Hauptfigur — den Krämer mit dem Esel hingemalt! Landgraf Ludwig der Fromme hatte einem armen Krämer zum Ankauf von Waren und eines Esels Geld geschenkt und ihm auch einen Geleitsbrief für seinen Handel ausgestellt: der Fürst der Wartburg ist nun dein Geschäftsteilhaber geworden, schmunzelte der Landgraf scherzend dem erfreuten Krämer zu. Ja — sein Geschäftsteilhaber! Des Krämers Handel gedieh. Bis nach Venedig wanderten der kleine Handelsmann und sein treuer Esel. Doch Glanz und Pracht der heimgebrachten Waren verleiteten einige fränkische Schnapphähne, dem biedern Krämer aufzulauern: sie beraubten ihn der Waren und des Esels. — Da fiel plötzlich Landgraf Ludwig der Fromme mit grossem Kriegsgetümmel ins Würzburgergebiet und rückte drohend bis vor die Stadttore. Der Bischof unterhandelt mit dem ungewohnten Feind und stellt die erstaunte Frage: was ihn, den frommen Landgrafen der Wartburg, bewege, Fehde und Verwüstung in das Bistum zu tragen. „Ich suche meinen Esel!“ — Der beraubte Krämer hatte auf der Wartburg beim fürstlichen Geschäftsteilhaber Klage eingelegt. Der stand jetzt vor Würzburgs Toren, mit Heeresmacht Waren und Esel für den Krämer fordernd. Mit Erfolg! Die Schuldigen, Untertanen des Bischofs, wurden vor Gericht gezogen: das Recht des Armen kommt zum Austrag. Schwind malt das fürstliche

Gefolge mit wehenden Fahnen, mit Schwert und Speer. Rechts tritt aus dem Stadttor, verwundert und geführt zugleich, der Bischof mit dem Klerus. Freudig, mit grossen Augen seinen Herrn begrüssend, eilt das schwer beladene Eselchen — sichtlich sein Heimweh stillend — dem Krämer entgegen. Alles spricht an ihm! Res clamat ad Dominum! Die Sache schreit nach ihrem Herrn — so redet jeder Zoll am Esel! Wie zur Umarmung eilt der Krämer seinem lieben, feuren Tiere mit der wiedergewonnenen Bürde entgegen. Staat und Kirche freuen sich über das wiedergewonnene Recht des Armen. Hoch zu Ross sitzt Ludwig: aus allen Geberden spricht die Bejahung der arithmetischen Proportion des Rechts bis zum letzten Venedigerwarensack. — — — Ein köstlich Bild! Weit mehr als ein blosses genrehafte Idyll! Die ganze Szene schreitet an uns vorüber auf dem hohen Kothurn der Historienmalerei — das kleine humorvoll eingefügte Idyll des Krämers und des Esels füllt als prächtige Antithese den Mittelgrund —: aber aus dem Humor leuchtet und lohet wieder hoher Ernst, ein grosser sozialer Gedanke löst sich aus dem Bilde: das Recht des Kleinen wird gewahrt mit grossen Mitteln. Kirche und Staat wirken zusammen, dass der Kleinkrämer zu seinem Rechte, zu seinem Esel kommt.

Das ist Schwinds echte Grösse. Und ist das nicht echte Kunst? Kunst, von der auch manche Moderne lernen könnten. Und wie schön ist dabei Schwinds Linien-schwung — die Behandlung der Anatomie, der Bewegung, des Kleiderwurfs, der Falte. Nicht nur Kopie des Modells, das viele jetzt für das einzig Erstrebenswerte halten, obwohl gerade bei einer manierten Modellkunst nicht selten die Kleider eher an einem Gestelle als am Modelle hängen. Nicht die realistische Photographie ist die Hauptsache — wenn sie auch durchaus keine Nebensache ist — sondern der Geist, die Vertiefung des Geistes in das Objekt: denn auch der Geist ist etwas Reales, ja das Allerrealste, das am meisten Wirkliche. Nicht die Sinneneindrücke, nicht die dieselben wiedergebenden Farbatome allein schaffen die Kunst, sondern der Geist, der aus allem diesem leuchtet. Aus der Farbenfülle und der Farben-

stimmung der Natur leuchtet oft nur leise schimmernd, bald lohend und flammend des ewigen Gotteskünstlers Geist — diesem Gottesgeist und seinen Kunstgesetzen sollte der Künstler irgendwie begegnen. Deswegen braucht und soll die Kunst nicht zur Predigt werden. Dazu wollen wir freilich nicht verschweigen, dass über die Farbengebung Schwind's hinaus wieder ein mächtiger Fortschritt geschehen ist und dass oft Schwind mehr Zeichner ist als Maler. Wer alles miteinander verbände: Idealismus des Geistes, freie edle Liniengrösse, moderne naturwahre Farbenfülle und Farbenstimmung — der wäre Führer auf dem Rennsteig nach einem neuen Kunstland.

Im Sängersaal.

Wir sind unterdessen in den Sängersaal getreten! Hier an der romanischen Laube im Hintergrund des Saales soll unter Landgraf Hermann I. (1190 bis 1217) der berühmte Sängerkrieg stattgefunden haben (1206 oder 1207). Ernste Literaturgeschichten sprechen davon. Die Anwesenheit der grossen deutschen Minnesänger auf der Wartburg ist geschichtlich sicher. Moritz von Schwind hat an die lange Hauptwand des Saales im reichen Vollicht der gegenüberliegenden Burgfenster die Geschichte und Legende dieses Sängerkrieges in einem Historienbild, das zugleich eine Schwind'sche Idylle wird, erzählt. In dem trefflichen, ausserordentlich reich und vornehm illustrierten Werk von Otto Weigmann: Schwind, des Meisters Werke mit 1265 Abbildungen (neunter Band der Klassiker der Kunst in Gesamtausgaben — Stuttgart und Leipzig, Deutsche Verlagsanstalt) kann man lehrreiche vergleichende Bilderstudien anstellen über das allmähliche Werden und Sichvollenden dieses Schwind'schen Werkes, das den Künstler wiederholt beschäftigt hat. Der erst herrlich leuchtende, dann im Sängerkampfkampf besiegte Heinrich von Ofterdingen, nach Uebereinkunft der Sänger nun dem Henker verfallen, flieht unter den schützenden Mantel der Landgräfin Sophie, die vor der als Hintergrund gemalten Sängerlaube mit fürstlichem Gefolge steht — und bittet als letzten Schiedsrichter in neuem Streite den grossen Sänger und Zauberer Klingsor aus Ungarn herbeirufen zu dürfen. „Ja!“ — Da deutet überrascht, erschreckt, entsetzt Biterolf in die Höhe: denn schon schwebt auf Wolken Klingsors hohe Gestalt, plötzlich im Saal erscheinend, daher, Streit und Tod verscheuend. — Was ist doch die Wartburg für ein Nervenzentrum des Lebens! Die Wogen mittelalterlicher Heiligkeit und mittelalterlicher Kunst fluten zugleich in diesen Saal. Scheffel sei unser Führer. Er erzählt, wie er im Jahre 1857, heimkehrend von einer Göthe- und Schillerfeier in Weimar, auf die Wartburg stieg. Dort sei er vor das aus schöpferischer Seele geborene Wandgemälde getreten, in welchem Moritz von Schwind den sagenhaften Sängerkampfkampf des Jahres 1207 darzustellen versucht hat. Es sei für ihn eine mehr als zufällige Fügung gewesen, meint der Dichter, dass er, nach der Göthe- und Schillerfeier, auf der Wartburg an eine schon sechs Jahrhunderte früher frühlingslustig emporgedeihende deutsche Kunst neuerdings und durch den Schwind'schen Genius ganz eigenartig in voller Lebendigkeit gemahnt worden sei: alte und neue Baumeister und der Romantiker Schwind hätten ihm neue Schwingen zu höherem Fluge gegeben. Schwind regte ihn an, wiederum mit seiner Phantasie rückwärts zu schauen, um altes und neues Leben in neuer Poesie zu vereinen. Das

Mittelalter sprach von einer Frau Aventiure, die unsichtbar durch die Lande zieht, in Wald und Dorf und Stadt und Burg den Lauf der Welt beobachtet und dann stille und geheimnisvoll dem Dichter von dem erzählt, was sie gesehen und gehört, von all dem Grossen und dem Schönen, dem Furchtbaren und dem Lieblichen, so dass des Dichters und des Künstlers Seelenharfe wiederklingt und er zum Schöpfer wird.

Scheffel schreibt (Frau Aventiure, Seite 8, VI. Band der Gesammelten Werke): Damals gedachte ich: „Hei, wer so viel erfahren dürfte und erführe, dass er mit den halbmythischen Schemen dieser mittelalterlichen Sänger, ihrem Leben, Fühlen und Dichten samt den starren und freibenden Kräften ihrer Epoche vertraut würde, wie mit Göthes und Schillers klarer Zeit!“ und langsam ehrwürdig, als hätte sie in einem Erdgeschoss des Landgrafenpalas weltentrückt wie Kaiser Rotbart im Kyffhäuser die Jahrhunderte verschlafen, kam unter den Steinplatten der Sängerlaube Frau Aventiure emporgestiegen und sprach, dieweil Lächeln unsterblicher Jugend die Lippen umspielte: „Vertrau' dich mir, ich führe dich zu jenen!“ . . . Und sie hat ihr Wort redlich gehalten und mich mit den Gefährten ihrer Blütfage bekannt gemacht, dass mir deren Sprache und Kunst keine fremde mehr ist. Manch guten Rasttag hab' ich jenen Findern wilder Mären gelauscht, manch guten Wandertag bin ich über Berg und Tal ihren Spuren, die bis weit an die Donau hinab weisen, nachgezogen. Man mag von der Kultur des dreizehnten Jahrhunderts urteilen, wie man will: eine Zeit, die als Marksteine ihrer epischen Dichtung auf der einen Seite den Parzival, auf der andern das Nibelungenlied, als Zeugnis ihrer Lyrik hier den gemütsreichen Erstlingsfrieb des deutschen Minnesangs, dort das üppige lateinische Tirilieren der fahrenden Schüler hinterlassen hat, wird dem Forscher, auch wenn er nicht mit schwärmender Sehnsucht nach ihr zurückblickt, noch langhin Gegenstand umfangreicher und ergiebiger Untersuchung bleiben. —

Die Frucht aus Scheffels Wartburgbesuch waren Lieder aus Heinrich von Ofterdingens Zeit — Frau Aventiure: Wartburglieder und Thüringerlieder. — Zu was allem doch die Wartburg anregt!

— — — — —
Aber was rauscht von der Tiefe zum stillen Burgsaal hinauf?

Ich trete rückwärts und steige die wenigen Staffeln empor, die zu den romanischen Fensterreihen führen. Ein Flügel steht offen. Welch ein Blick ins Tal! Ein zum Teil offener, zum Teil waldiger Grund. Im auslaufenden Tal Eisenachs Türme und Mauern! Gegenüber die untersetzt bewaldete, liebliche und dann wieder finster unheimliche, herübergrüssende Kuppe des Hørselberges, des Huldaberges, des Hollaberges, des Venusberges — des Höllenberges. Das sind seine Namen. Alles rings von goldenem, herbstlichem Sonnenglanz übergossen, sagenumrankt, von Poesie verklärt.

Aber was rauscht aus der Tiefe empor? Machtklänge der Wagnermusik! Da drunten im schönen Tale, hier im Sängersaal der Wartburg, und drüben am Hørselberge und im Innern des Hørselberges, im Höllenberge, im Venusreiche spielt — Wagners „Tannhäuser“!

Also auch die modernste Kunst holt sich ihre Ideale — von der Wartburg. Man hat die Wartburg und den Thüringerwald geographisch das Herz Deutschlands genannt. Ist sie nicht auch für die Kunst ein deutscher Herzgau?

Wagner hat die Offerdingersage umgeformt, künstlerisch und poetisch modernisiert.

Um zum Sieg der Kunst zu gelangen, zur Höchstleistung des Minneliedes, ist Tannhäuser (Heinrich von Offerdingen) freventlich in das Innere des Venusberges gedrungen. Das ist eben der Hørselberg, der uns gegenüber liegt. Er will im sinnlichen, gemeinen Liebes- und Sündendienst die Gunst der Venus sich erobern. (Der Berg der heidnischen Göttin der Fruchtbarkeit Hulda, Holla, Holda, wurde mit der Zeit von der Volkssage zum Venusberg verwandelt.) Mitten im unreinen, sündigen Liebesleben, im Zauberbann der Venus, erwacht Tannhäusers Gewissen mit furchtbarer Gewalt. Er will sich losreißen und kann nicht. Er will fliehen und ist zu schwach. Er fasst den Vorsatz und er zerrinnt. Grossartig schildert das die Musik der Oper. Jetzt hat er sich aufgerafft. Da bietet auch Venus alles auf: „Nie ist dir Ruh' beschieden, nie findest du das Heil! Kehr' wieder, suchst du Frieden, kehr' wieder, suchst du Heil.“ Da schreit das längst in Schmutz und Kot und Sinnlichkeit beschmutzte Edelste in Tannhäusers Seele auf. Mit dem Aufgebote aller Kraft ruft er: „Göttin der Wonne, nicht in dir ist mein Fried', mein Heil ruht in Maria!“ Da versinkt plötzlich alles um ihn in Schrecken und Entsetzen. Alles verwandelt sich. Tannhäuser steht auf einmal in dem lieblichen Tal, in das ich eben niederblicke: ein Marienbild im Vordergrund, hinten die Wartburg, links der Hørselberg, der Venusberg. Auf einem Felsen singt ein junger Hirt, unschuldig, nicht im Venusgeiste: Frau Hulda komm' aus dem Berg hervor. — Tannhäuser betet reuig. So findet ihn der Landgraf mit seinem Rittergefolge. Der Dichter Wolfram von Eschenbach begrüsst den alten Sängerfreund. Alles ladet ihn auf die Wartburg, zu Elisabeth, die Wagner in die Zeit des Sängerkrieges versetzt. Sie erscheint unverheiratet, als Jungfrau, eine Nichte des Landgrafen. Sie hegt edle, reine Liebe zu Tannhäuser, dessen Inneres sie nicht kennt! — Der zweite Akt spielt hier im Saale, wo wir stehen. Sängereffahrt, Sängerstreit! Wolfram von Eschenbach fürchtet sich vor dem grossen Sänger Tannhäuser, von dessen Sündenleben und Höllenfreundschaft er nichts weiss. Ihm ging nur sein längst bekannter Ruhm voraus. Die Liebe soll besungen werden — ihr gilt der höchste Preis. Vier Edelknaben ziehen das Los: Wolfram hat zu beginnen. Er singt herrlich von der Liebe, von der reinen, heiligen Gottes- und Menschenliebe; er singt von Reinheit und Tugend: diesen lauterer Bronnen der Liebe darf niemand trüben. Da wird Tannhäuser gereizt: Er fällt allmählich zurück in die Venusliebe und verkündet im heiligen Sängersaal das Lob der heidnischen Göttin der Liebe, bis er in abscheulicher Frevelhaftigkeit den edlen christlichen Sängern zuruft: Armselige, die ihr die Liebe nie genossen, zieht in den Berg der Venus ein! — Furchtbarer Aufruhr! Die Ritter stürzen auf den Frevler Tannhäuser. Sie zücken die Schwerter! Es ist um ihn geschehen. Da rettet die jungfräuliche Elisabeth Tannhäusers Leben!

Sie, die Reine, Keusche, die dem herrlichen Sänger nur die Hand zum reinen Bündnis heiliger Ehe hätte reichen wollen — kann Tannhäuser nie und nimmermehr ihre edle Weibesliebe schenken. Da verklärt sich ihre Liebe zu überströmender, sühnender Barmherzigkeit. Sie wendet sich als Mittlerin an die Ritterschaft, die gerechte Rache nehmen und strenges Recht durchführen will:

„Seht mich, die Jungfrau, deren Blüte
Mit einem jähen Schlag er brach;
Die ihn geliebt tief im Gemüte,
Der jubelnd er das Herz durchstach —:
Ich fleh' für ihn, ich flehe für sein Leben!
Zur Busse lenk' er reuevoll den Schritt;
Der Mut des Glaubens sei ihm neu gegeben,
Dass auch für ihn einst der Erlöser litt!“

Elisabethens Liebe besiegt alles, — die gerechte, hoch zürnende Entrüstung der Ritter, den Abscheu der edeln Minnesänger, die schroffe Rache der gezückten Schwerter. — Der Landgraf lässt Gnade walten:

Du gabst ihr Tod, sie bittet für dein Leben;
Wer bliebe rauh, hört er des Engels Fleh'n?
Darf ich auch nicht dem Schuldigen vergeben,
Dem Himmelswort kann ich nicht widersteh'n.

Da schmilzt Gnade und Liebe und beginnende Reu' — auch den harten Gletscher, der sich um Tannhäusers Seele gelegt:

Zum Heil den Sündigen zu führen!
Die Gottesgesandte nahte mir;
Doch ach! sie frevelnd zu berühren
Hob ich den Lasterblick zu ihr!
O du, hoch über diesen Erdengründen,
Die mir der Engel meines Heils gesandt,
Erbarm' dich mein, der — ach! so tief in Sünden —
Schmachvoll des Himmels Mittlerin verkannt!

Elisabeth weiht sich Gott auf ewig, — zur Sühne für Tannhäusers Schuld, — zur Rettung seiner Seele. Und die Kraft der Weihe holt sie sich in Christus:

Für ihn nur will ich flehen,
Mein Leben sei Gebet!
Lass' ihn dein Leuchten sehen,
Eh' er in Nacht vergeht!
Mit freudigem Erbeben
Lass' Dir ein Opfer weih'n!
Nimm hin, o nun mein Leben:
Nicht nenn' ich es mehr mein!

So wird Elisabeth reine, heilige, übernatürliche, christliche, mit der Kraft des Erlösers sühnende Liebe, — zum wunderbaren Gegenbilde der sinnlichen Venusliebe, mag diese roh und gemein oder unter der gleissenden Hülle der Grazie einherschreiten. — — —

Der Landgraf verzeiht, — doch wie sich's ziemt: mit aufgelegter ernster, schwerer Busse. Nach Rom soll Tannhäuser, zum Stellvertreter Christi. Eben wallt ein Zug jüngerer Pilger nach der heiligen Stadt. Der Landgraf fällt das Urteil: Nie soll Tannhäuser wiederkehren, wenn ihn nicht der Heilige Vater von seiner ungeheuren Schuld losgesprochen. Der dritte Akt zeigt neuerdings das Wartburgtal, in das ich eben blicke, in herbstlicher Färbung, gerade wie es heute in der goldenen Sonnenherrlichkeit des sich neigenden Sommers dasteht. Pilger kehren aus Rom zurück. Umsonst späht Elisabeth nach Tannhäuser. — Er kehrt nicht wieder. —

Da verklärt sich Elisabeths Charakterbild und Erscheinung während der weitem Entfaltung der Oper mehr und mehr —: das Irdische stirbt ab in ihr; dem Himmlischen nur zieht sühnend sie entgegen. Sie sinkt an einem Madonnenbilde nieder — nochmals Sühne und Gelübde für Tannhäuser erneuernd — Text und Musik schlagen die Tiefakkorde echter Ascese an:

Wenn je in törigem Wahn befangen
Mein Herz sich abgewandt von Dir,
Wenn je ein sündiges Verlangen
Ein weltlich Sehnen keimt' in mir —
So rang ich unter tausend Schmerzen,
Dass ich es folt' in meinem Herzen.

Jetzt strahlt und leuchtet der ganze Glanz der Heiligkeit
Elisabethens auch in der Oper auf. — —

Langsam zieht sie davon aus dem Wartburgtal, unter
wundersamem Seelenspiel der Musik, die Einst und Jetzt, —
Leitmotive edelster, reiner, nun versunkener Menschenfreude
und neuer, heldenhafter Entsagung, — Tannhäuserschuld
und Elisabethensühne — in tiefer Kontemplation und mit
einer alles durchzitternden Antithese verbindet. — —

Langsam — stille — zieht Elisabeth davon: — ver-
geistigt — verklärt — steigt sie den Burgweg empor —
durch die sich verklärende, sterbende Herbstlandschaft des
Waldfals, sünnend wird sie sich verzehren — — — Alle
Stimmen des Orchesters singen ihr das Schwanenlied — sie
zieht durch den Tod ins Leben — selber Leben spendend
dem, der am Rand des Höllenabgrundes steht.

Da endlich erscheint Tannhäuser — allein — aus-
gestossen — in zerrissenem Pilgergewand — Der Papst
hat ihn nicht losgesprochen: „Wie dieser dürre
Stab in meiner Hand nie mehr sich schmückt
mit frischem Grün, kann aus der Hölle heissem
Brand Erlösung nimmer dir erblüh'n.“

Zu gross die Schuld! Und Reu' und Busse hat dich
noch nicht zermalmt!

Tannhäuser selbst bekennt sein Liebessehn, das
kein Büssen noch gekühlt! Ausgestossen von Welt und Kirche
ringt Tannhäuser. Endlich packt ihn Lust und Verzweiflung
zugleich. Er will zurück zur Sünde, zur Liebe der Lust
und Sinnlichkeit — in den Venusberg. Schon lockt Sirenen-
gesang, schon umtanzen ihn die Nymphen. Böser Spuk
und Höllenzauber schliesst ihn ein. Jetzt will der Berg
dem neuen Sünder, der keine Rettung fand — sich öffnen.

So trifft ihn der alte Sängerfreund — Wolfram von
Eschenbach. Tannhäuser eröffnet ihm die Seele, Wolfram
schaudert: noch ist Tannhäusers Lossprechung vorbehalten.
— Aber er ist auch nicht reif für echte Reu' und Busse.

Doch Wolfram kennt einen Abendstern, der sünnend eben
für Tannhäuser untergeht, — heimkehrend zum österlichen
Morgenstern, der keinen Untergang mehr kennt. — Wolfram
lässt darum die Hoffnung nicht fahren!

Schon will Tannhäuser in den Venusberg sich stürzen,
— da zerreisst ihm Wolfram die Wolken des Gemüts —:
noch leuchtet auch dir ein Stern am Abend deines Lebens;

„Ein Engel bat für dich auf Erden,
Bald schwebt er segnend über dir: —
— — — Elisabeth!“

Wie beim Schrei nach Maria, der Gottesmutter, im ersten
Akt der Venuszauber plötzlich zusammenbrach, — so auch
jetzt, beim Namen Elisabeth: er ist jetzt der Name —
einer Heiligen geworden.

Da trägt das Orchester gleichzeitig auf seinen musika-
lischen Schwingen wie fernes Echo — Grabgesang ins herbst-
liche Wartburgtal. — — —

Ein Leichenzug! Elisabethens offener Sarg wird herein-
getragen. — — Der Grabgesang wird deutlicher:

Dein Engel fleht für dich an Gottes Thron.
Er wird erhört! Heinrich — du bist erlöst.

Wolfram führt den in seine Arme sinkenden Tannhäuser
zu Elisabethens Bahre. Nun durchloht volle, echte Reue sein
Innerstes, — Elisabethens Sühne hat sie vermittelt. — Tot
stürzt Tannhäuser nieder, und aus seinem sterbenden Munde
steigt der letzte Seufzer: Heilige Elisabeth, bitte für
mich! — — —

— — Auf Grabgesang folgen Pilgerlieder. Ein zweiter
Zug heimkehrender Rompilger hält ihre Einfahrt ins Wart-
burgtal.

Elisabeth ist tot, — tot Tannhäuser. Laut sprach Elisa-
bethens Sühne. Es scheint, — der Himmel hat sie ange-
nommen: Tannhäuser blieb die letzte Gnade nicht versagt.

Da verkündet der Pilgerchor die Stimme dessen, der zu
Rom die Himmelsschlüssel führt.

Der dürre Stab in des Papstes Hand begann zu grünen,
als Tannhäuser weggezogen war.

Umsonst sucht ihn der Papst. Doch Gottes Gnade wird
ihn finden, — — das ist das milde Wort, das das neue,
quellende Grün an des Papstes Hirtenstab verkündet.

„Den dürrn Stab in Priesters Hand
Hat Gott geschmückt mit frischem Grün.
Dem Sünder in der Hölle Brand
Soll so Erlösung neu erblüh'n!“

Den Höllenbrand in Tannhäusers Seele hat auf Elisa-
bethens Fürbitte und Sühne des Herren Gnade ausgelöscht —
ehe der Sünder tot zusammenbrach, — noch auf dem Weg
zum ew'gen Schicksal! — — —

Das Problem des nicht absolvierten Heinrich von Offer-
dingen beschäftigte schon das Mittelalter. Im Tannhäuser-
lied des Mittelalters wird der nicht lossprechende Papst ge-
tadelt. Der Sieg über Venus ist dort nicht durchgeführt.
Fast siegen heidnische Gedanken. Diesbezüglich steht die
Oper Wagners auch inhaltlich höher als das alte Tannhäuser-
lied. —

Ein Hallelujachor rauscht durch das Wartburgtal, nach
langem Herbst den ewigen Frühling kündend! — — —

Wagners Operntexte bedeuten auch gegenüber dem Inhalt
vieler Opern und Opernrichtungen einen gewaltigen Fortschritt.
Könnte man auch gegen die Sühnidee im Tannhäuser einige
ähnliche, doch nicht so gewichtige Einwendungen erheben,
wie hinsichtlich Goethes Faust, — ist vielleicht auch zu Anfang
Sünde und Verführung wohl allzu realistisch geschildert —:
Grosses, wahrhaft Grosses liegt doch nicht nur
in der Musik, sondern auch im Inhalt, der sie
beseelt. Es handelt sich um Lösung höchster Probleme
des Lebens, deren Wogen so oft die Wartburg umbrandet
hatten. Dass der Papst gegenüber einem Koryphäen der
Sünde — zurückhält mit seinem Lossprechungsurteil —, ist
keine Verzerrung des katholischen Gedankens. Das: ich kann
nicht, — das: es ist absolut unmöglich — wird freilich
dem Statthalter Christi mit Unrecht zugeschrieben.

Luzern.

A. Meyenberg, Prof. und Red.

(Fortsetzung folgt)



Leben

St. Elisabeth.

Das Jahr 1907 bringt das 700jährige Gedächtnis an die Geburt der heldenmütigen und liebenswürdigen Heiligen, die von Ungarn ausgehend, im Herzen Deutschlands das Licht ihres wunderbaren Tugendlebens leuchten liess. Dieses Licht ist nicht bloss in alle deutschen Gaue gedrungen, die ganze Kirche Gottes ist von demselben bestrahlt worden; das zeigen neben vielem andern die zahlreichen Werke der Kunst aus allen Ländern Europas, welche die hl. Landgräfin von Thüringen zur Darstellung gebracht haben. Papst Pius X. hat durch ein Schreiben an die Bischöfe Ungarns die Absicht gebilligt und gelobt, durch eine eigene Festfeier in diesem Jahre das christliche Volk unserer Zeit zu jener Mutter der Armen hinzuführen, welche, in mancher Beziehung ihrem Jahrhundert vorausseilend, ein grosses Vorbild der christlichen Liebestätigkeit unserer Tage geworden ist. Es sei deshalb auch der „Schweizerischen Kirchenzeitung“ verstatet, in kurzen Zügen das Bild der Seligen zu entwerfen.

Elisabeth, geboren im Jahre 1207, entstammte der ungarischen Königsfamilie aus dem Geschlechte der Arpaden. Diese weist in ihren Annalen neben Zügen abschreckender Wildheit auch Beispiele grosser Heiligkeit auf. König Stephan wurde der Apostel seines Volkes und brachte demselben mit dem christlichen Glauben die ersten Segnungen christlicher Zivilisation und Genossenrecht in der grossen christlichen Völkerfamilie. Sein Sohn Emerich war ein früh vollendetes Beispiel von Frömmigkeit, Reinheit und Busseifer. Elisabeths Vater, Andreas II., hatte, der Mahnung des Papstes folgend, an einem Kreuzzuge zur Befreiung des hl. Landes teilgenommen. Auch in der Familie der Grafen von Andechs, welcher die Mutter Gertrud entstammte, fehlte es nicht an Vorbildern eines hl. Lebens. Wir brauchen nur zu erinnern an Gertruds Schwester, die hl. Hedwig, die, verheiratet mit dem Markgrafen Heinrich I. von Schlesien, durch ihre zarte Frömmigkeit und grosse Wohltätigkeit wahrhaft die Mutter ihres Volkes wurde.

Als die kleine Elisabeth vier Jahre zählte, kam nach Pressburg eine glänzende Gesandtschaft aus Thüringen, abgeordnet von dem dortigen Landgrafen Hermann, welcher sie als künftige Gemahlin für seinen damals 11 Jahre alten Sohn Ludwig verlangte. Die Eltern stimmten zu, und ausgestattet mit reichen Geschenken und kostbaren Geweben kam das Königskind in die neue Familie, um hier gemeinsam mit dem Bräutigam und dessen Geschwistern einer christlichen Erziehung teilhaftig zu werden. Wir wissen nicht genau, wer dieselbe leitete; gross war unstreitig der Einfluss der Mutter Sophie, einer Tochter des Baiernherzogs Otto von Wittelsbach, und wahrscheinlich auch des treuen Hauskaplans Berthold. Doch gaben sich schon frühzeitig die ersten Anzeichen jener ausserordentlichen Berufung und Begnadigung kund, die unabhängig von der äussern Umgebung im Herzen des Kindes die Freude an Gott und das Verlangen nach einem vollkommenen Leben weckten. In Uebereinstimmung mit den

Zeugnissen der ersten Gespielinnen erwähnen die ältesten Lebensbeschreiber bei Elisabeth Züge der Frömmigkeit, Demut und Nächstenliebe, welche wie die verheissenden Knospen des spätern Tugendlebens erscheinen. Eine unbefangene Heiterkeit machte sie dabei liebenswürdig für ihre Umgebung. Und doch erweckte ihre Haltung damals schon Unzufriedenheit und Widerspruch, die besonders nach dem Tode des Landgrafen Hermann im Jahre 1216 zu Tage traten.

In den frühern Jahren der Regierung Hermanns war die Wartburg ein Ort lärmenden Verkehrs und Sitz frohen Lebensgenusses gewesen. Die Erinnerung daran hat in der Sage vom Sängerkrieg ihren Ausdruck gefunden. Unter dem Eindrucke des nahenden Endes war Hermann selbst ernster geworden; er gründete das Schwesternkloster zu St. Katharina in Eisenach und fand daselbst auch seine letzte Ruhestätte. Aber ein leichter Ton war in seiner Umgebung geblieben. Diesem gegenüber zeigte Elisabeth Liebe zur Abtötung und sittsame Zurückhaltung. Man suchte den jungen Landgrafen Ludwig von der ehelichen Verbindung mit seiner Braut abzubringen. Aber Ludwig widerstand allen solchen Ansinnen. Mit grosser Gewissenhaftigkeit bewahrte er sich rein in allen ihm gestellten Fallstricken und seine herzliche Liebe blieb der ihm verlobten Königstochter aus Ungarn. Nachdem er mit 18 Jahren vom Bischof von Naumburg den Ritterschlag empfangen hatte, feierte er 2 Jahre später mit der damals 13jährigen Braut seine Vermählung. Es war im Jahre 1220. Ludwig war ein vortrefflicher Herrscher und Gatte: tapfer, treu, gerecht, barmherzig. Elisabeth verlebte an seiner Seite 6 glückliche Jahre. Sie hing an ihm mit der ganzen Innigkeit ihres Herzens; aber im selben Masse steigerte sich ihre Liebe zu Gott und zum leidenden Nächsten. Ganze Stunden der Nacht brachte sie neben dem Bette knieend im Gebete zu, und unter den weichen und schönen Gewändern, in welche sie ihrem Manne zu lieb sich kleidete, trug sie beständig den Bussgürtel. Häufig liess sie sich von ihren Dienerinnen geiseln, aber bei all ihren Busswerken war sie heiter und freundlich mit jedermann. Im Gegensatz zu vielen ihrer Standes- und Zeitgenossen traf man sie mit ihren Mägden fleissig an der Arbeit, beim Spinnen und Nähen, um für Arme Kleidungsstücke zu verfertigen. Die Armen! die waren ihre Lieblinge. Seit sie als Landgräfin Mittel zur Verfügung hatte, teilte sie reichlich aus. Sie besuchte die Kranken und verband ihre Wunden; sie hüllte die Leichen der Verstorbenen ein und gab ihnen das Geleite zur letzten Ruhestätte. Sie schreckte nicht zurück vor den Aussätzigen, sondern wurde auch für solche eine mütterliche Pflegerin. Am Abhange des Wartburghügels kam auf ihr Betreiben ein Spital zu Stande, ein zweiter unten in Eisenach. Landgraf Ludwig liess sie gewähren, und im Gegensatz zu den missgünstigen Bemerkungen mancher Hofleute freute er sich des Segens, der durch die Hand seiner Elisabeth über das Land sich ergoss.

Es war um diese Zeit, dass die ersten Söhne des hl. Franziskus in deutschen Landen erschienen. Sie kamen auch nach Thüringen und erhielten wohl durch die Vermittlung der Landgräfin, eine Niederlassung in Eisenach. Ihre frei-

willige Armut und Weltverachtung, der Geist der vollkommenen Hingabe an Gott, der aus ihnen sprach, machten tiefen Eindruck auf das so verwandt gestimmte Gemüt Elisabeths. Sie unterstellte sich der geistlichen Leitung des Bruders Rodiger. Es entzündete sich auch in ihrem Herzen das lebhafteste Verlangen, wirklich arm zu sein; sie zog einmal vor ihren gleichgesinnten Dienerinnen Bettlerkleider an und sagte voraus, dass sie einst so einher gehen werde. Sie versenkte sich mehr als je in die Betrachtung des Leidens Jesu Christi und lebte besonders in den letzten Tagen der Karwoche dasselbe in Fasten und tiefer Selbsterniedrigung mit. Ihre Gottinnigkeit wurde durch wunderbare Erscheinungen kund. Als sie einmal der hl. Messe beiwohnte, ging bei der Wandlung von ihrem Antlitze ein blendender Lichtglanz aus. Es soll auch dem hl. Franziskus nicht verborgen geblieben sein, welcher eifrige Schülerin er an Elisabeth hatte. Die Legende erzählt, Papst Gregor IX. selbst, der hochherzige Patron der Franziskaner, habe dem Heiligen befohlen, seiner geistlichen Tochter in Thüringen seinen Mantel zum Geschenk zu machen. Sie hielt dieses Unterpfand ihrer Geistesgemeinschaft mit dem grossen Prediger der Armut in hohen Ehren und trug diesen Mantel oft in spätern Jahren.

Bruder Rodiger wurde von Eisenach abberufen und nun trat in der geistlichen Führung der jungen Landgräfin eine bedeutungsvolle Wendung ein, nicht in dem Sinne, als ob ihr Leben eine andere Richtung eingeschlagen hätte, wohl aber darin, dass „nicht mehr sie selbst sich gürtete und ging, wo sie wollte, sondern dass ein Anderer sie gürtete und sie führte, wo sie nicht wollte“, — wenn es gestattet ist, diese Worte des Heilandes an Petrus hier anzuwenden. — Der Landgraf Ludwig selbst war es, der beim Weggang Rodigers Papst Gregor IX. darum ersuchte, seiner Gemahlin einen Beichtvater zu bestimmen. Gregor entsprach dem Wunsche; seine Wahl fiel auf einen merkwürdigen Mann, den Meister Konrad von Marburg. Er war in der Wissenschaft der Heiligen wohl erfahren, von unbeugsamer Willensstärke, ohne Rücksichten auf das Ansehen der Person, wegen seines reinen und uneigennütigen Lebenswandels im Volke hochgeehrt. Tausende folgten ihm bei seinen Predigten, den Uebeltätern und Weltmenschen war er ein Schrecken. Er nahm die vom Papst ihm übertragene Aufgabe an und Elisabeth war dessen zufrieden. Sie legte schon nach kurzer Zeit auf eigenes Verlangen mit Zustimmung ihres Mannes in der St. Katharinenkirche zu Eisenach gegenüber Meister Konrad ein Gelübde des Gehorsams ab; ebenso gelobte sie Enthaltensamkeit mit Vorbehalt der ehelichen Rechte ihres Mannes. Meister Konrad war gegenüber seiner geistlichen Tochter streng, ja hart, ohne dass dies ihr Vertrauen minderte. Er befahl ihr eines Tages, in seine Predigt zu kommen und der damit verbundenen Ablässe theilhaftig zu werden. Sie glaubte sich durch die Anwesenheit ihrer Schwägerin Agnes, die inzwischen den Markgrafen Heinrich von Meissen geheiratet hatte, entschuldigt. Aber Konrad war nicht dieser Meinung. Er entliess sie seiner Leitung, und nur ihre kniefälligen Bitten bewogen ihn, ihr Seelenführer zu bleiben, freilich auch so nicht ohne eine harte Disziplin für sie und ihre Dienerinnen. Aber der folgeschwerste Befehl von seiner Seite war eine Beschränkung ihrer Freiheit im Genusse der Speisen. Um die prunkvolle Hofhaltung während der Regierung Landgraf Hermanns bestreiten zu können, waren von den Hörigen, wie es scheint,

in weitergehendem Masse, als damals üblich, Abgaben und Gefälle in Naturalien erhoben worden. Landgraf Ludwig glaubte, wohl aus Rücksicht auf seinen verstorbenen Vater und dessen Hofleute, augenblicklich die Sache nicht ändern zu können. Da verpflichtete Meister Konrad Elisabeth, nur von solchen Speisen zu geniessen, welche von den Eigengütern ihres Mannes oder den ihr als Heiratsgut gegebenen ihren Ursprung hatten. Ihre Dienerinnen unterzogen sich freiwillig derselben Beschränkung. Elisabeth fühlte die Fessel, welche beständig an die Ungesetzlichkeit der bestehenden Verhältnisse erinnerte und sie vielen Demütigungen aussetzte. Sie ass am Tisch an der Seite des Landgrafen, ohne derselben Speisen sich bedienen zu können, und Ludwig erhob keinen Einspruch. Die Einhaltung dieses Verbotes nötigte sie auf Reisen oft, mit der dürftigsten Nahrung sich zu begnügen, ja bitteren Hunger zu leiden. Die Landgräfin wurde durch das tägliche Nachfragen nach der Herkunft der Gerichte bei den Hofleuten lästig und verächtlich. Aber Konrad blieb unbeweglich und rücksichtslos, und Elisabeth kreuzigte täglich ihren Willen und trug die Last ohne Murren, ja freudig; die zärtliche Liebe Ludwigs erleichterte ihr in etwas die schwere Bürde.

Sechs Jahre verflossen in glücklichem Zusammenleben der beiden Ehegatten, die sich selten trennten. Auf kleineren Reisen pflegte Ludwig die Landgräfin mit sich zu nehmen, musste er einmal länger abwesend sein, so legte Elisabeth den Witwenschleier an. Es geschah dies das erste Mal im Jahre 1225, als er, von Kaiser Friedrich II. aufgeboten, an dessen italienischem Feldzug gegen die oberitalienischen Städte theilnahm. Elisabeth gehörte während dieser Zeit in erhöhtem Masse den Armen, um so mehr, als eine schreckliche Hungersnot die thüringischen Lande heimsuchte. Hunderte wurden hingerafft von der Noth und den in ihrem Gefolge auftretenden Krankheiten. Da zeigte sich die Landgräfin Elisabeth, wie ehemals die Tante Hedwig als Mutter ihres Volkes. Sie beschränkte ihre eigenen Bedürfnisse auf das Allernotwendigste und gab, gab reichlich und immerfort. Sie verkaufte zu gunsten der Nothleidenden ihre Kostbarkeiten und Kleinodien. Sie verwandte zur Linderung des Elendes den bedeutenden in der Wartburg aufgesparten Schatz, sie griff zu den in den landgräflichen Speichern aufgehäuften Kornvorräthen, liess jeden Tag für 300 Arme Brod backen und dasselbe den Hungrigen austeilen. Die Hofbeamten murrten und protestierten; es half alles nichts. Als die grösste Noth vorüber war, beschäftigte sie viele von den bisher unterstützten Armen und versorgte sie mit neuen Kleidern. Sie verdoppelte während der ganzen Zeit ihre persönliche Fürsorge für die Kranken. Als Ludwig nach dem siegreichen Feldzuge 1226 zurückkehrte, billigte er alles, und der Herr selbst belohnte sein Gottvertrauen. Die Ernte war überreich, so dass die Speicher die neuen Vorräthe nicht zu fassen vermochten.

Die Gattin konnte sich nicht lang des wiedergewonnenen Gatten freuen. Durch Gregor IX. angefacht, ging eine mächtige Kreuzzugsbewegung durchs Land. Kaiser Friedrich II. selbst, der so lange dem früher versprochenen Unternehmen aus dem Wege gegangen war, versprach auf das Jahr 1227 an die Spitze des Kreuzheeres zu treten. Auch Landgraf Ludwig von Thüringen, zugleich Herr von Hessen und Markgraf von Sachsen, glaubte der Theilnahme sich nicht entziehen

zu dürfen. Aus den Händen seines Freundes, des Bischofs Konrad von Hildesheim, nahm er das Kreuz. Elisabeth fand es eines Abends in seiner Jagdtasche; sie wusste, was es bedeutete. Der Entschluss brach ihr beinahe das Herz, aber sie wollte dem Willen Gottes nicht widerstreben. Sie begleitete ihren Gatten bis nach Schmalkalden, an die Grenze von Thüringen, da nahm sie unter vielen Tränen von ihm Abschied, sie sollte ihn auf dieser Welt nicht wiedersehen.

Ludwig zog mit seiner Mannschaft nach Apulien, wo das Kreuzheer zu Brindisi der Abfahrt harrte. Zu Anfang September stach die Flotte in See. Aber schon nach kurzer Zeit ergriff eine ansteckende Krankheit, die im Lager der Kreuzfahrer aufgetreten war, auch den Landgrafen Ludwig. Er wurde in Ofranto ans Land gebracht und dort verschied er am 11. September ruhig und gottgegeben. Als letzten Gruss übersandte er Elisabeth seinen Siegelring durch Ritter Walter von Varila, den Sohn dessen, der sie einst als Kind aus Ungarn gebracht hatte.

Die Nachricht von seinem Hinscheid erfüllte ihr gefühlvolles Herz mit dem bittersten Schmerz und sie erkannte, dass das, was sie in der Welt noch geliebt hatte, nunmehr für sie tot sei. Der Tod Ludwigs änderte wie mit einem Schlage auch ihre äussern Lebensverhältnisse. Ihre Umgebung, darunter auch die Brüder des Verstorbenen, schon lange ihr wenig günstig, aber durch Ludwigs festen Willen in Schranken gehalten, traten mit ihrem Uebelwollen nun offen hervor. Meister Konrads Speiseverbot wollte Elisabeth, ihrem Gelübde getreu, nicht aufgeben, die Umgebung wollte ihre besondere Lebensweise nicht weiter dulden. So hinausgedrängt, durch Vorenthaltung ihres Witwengutes zudem zu völliger Mittellosigkeit verurteilt, verliess sie eines Abends im Winter 1227 mit ihren Mägden die Wartburg und ging nach Eisenach, wo ein ehemaliger Schweinestall ihr erstes Nachtlager wurde. Aber Elisabeth jubelte in ihrem Herzen. Jetzt war die vollkommene Armut Christi ihr Anteil geworden, darum liess sie von den Franziskanern in derselben Nacht ein Te Deum singen. Am andern Tage schickte man ihr von der Wartburg auch ihre drei Kinder nach, ihr Söhnchen Hermann und die beiden Töchterchen Sophie und Gertrud; das dritte war kaum einige Wochen alt, sie hatte dasselbe nach dem Tode ihres Mannes, aber noch bevor sie von dessen Hinscheid wusste, zur Welt gebracht. Die Bewohner von Eisenach, uneingedenk der grossen empfangenen Wohlfaten, benahmen sich feig und undankbar. Niemand wollte die arme Witwe und ihre Kinder beherbergen, und wo sie endlich Unterkunft fand, da wurde sie schlecht behandelt. Aber Gott der Herr erquickte gerade in diesen Tagen ihre Seele mit süssem, himmlischem Troste und der Heiland ermunterte sie in einer Vision, ihm mutig auf dem Wege des Kreuzes zu folgen.

Die nächste Hilfe kam von den Verwandten ihrer verstorbenen Mutter. Eine Schwester derselben, Mathilde, war Äbtissin des Klosters Kitzingen bei Würzburg. Sie benachrichtigte ihren Bruder Ekbert, den Erzbischof von Bamberg, und dieser liess die Verstossene mit ihren Kindern zu sich kommen. Er sah für ihre Lage das Heilmittel in einer neuen Heirat. Aber da stand das zweite Gelübde Elisabeths im Wege, und sie wollte dasselbe nicht weniger beobachten als das erste. Aus dieser neuen Verlegenheit befreite sie die Ankunft der Ritter, welche die Gebeine ihres Gatten nach Deutschland zurückbrachten. Empört über die Behandlung,

welche ihrer Herrin zuteil geworden war, nahmen sie dieselbe mit sich nach Thüringen. Im Kloster Reinhardsbrunn wurden die sterblichen Ueberreste Ludwigs beigesetzt, und für Elisabeth öffneten sich noch einmal die Tore der Wartburg. Aber „die Welt war ihr abgestorben und sie der Welt“; sie konnte sich nicht mehr entschliessen, aufs neue in das Getümmel weltlichen Treibens hineinzugehen, nachdem sie das Leben der armen und verborgenen Nachfolge Christi gekostet hatte. Nur ihr Heiratsgut verlangte sie heraus, um dasselbe den Armen zuzuwenden. Jetzt verlachten sie auch diejenigen, welche für ihre Wiedereinsetzung gearbeitet hatten. Derjenige, der nun, aufs neue von Papst Gregor IX. mit ihrer Führung und ihrem Schutze betraut, für ihre Rechte mit Erfolg eintrat, war Meister Konrad von Marburg. Gregor hatte durch ein eigenes Schreiben die schwer heimgesuchte Fürstin in ihren Leiden getröstet und aufgerichtet. Meister Konrad aber, dem sie nach Marburg folgte, nahm nunmehr nicht nur die Leitung ihrer Seele, sondern auch ihrer äussern Lebensstellung in seine feste, zuweilen auch derbe Hand. Er hatte zugegeben, dass sie 1228 in der Kirche der Franziskaner zu Eisenach das Kleid des dritten Ordens des hl. Franziskus anlegte und der Welt, selbst ihren Kindern, entsagte. Aber er hatte nicht gestattet, dass sie ihr Brot an den Türen bettelte, noch auch, dass sie ihr Gut sofort völlig austeilte, wohl aber war er einverstanden mit der Errichtung eines Spitals in Marburg, in dem Elisabeth nun bis an ihr Lebensende mit wunderbarer Hingebung den Armen und Kranken diente. Auch hierin legte Konrad ihrem Eifer Zügel an: er verbot ihr die persönliche Beschäftigung mit den Aussätzigen, deren Wunden sie vorher zuweilen zu besorgen und zu küssen pflegte, und er züchtigte sie mit harter Geiselnung, wenn sie in diesem Punkte oder dem Almosengeben den Gehorsam verletzte. Das härteste Opfer, das er der in heroischer Liebe stets fortschreitenden Seele auferlegte, war die Trennung von den getreuen Dienerinnen, welche von der Wartburg der Dulderin ins Elend gefolgt waren und all ihre Leiden teilten. Auch auf diesen irdischen Trost sollte Elisabeth verzichten und durch den Verkehr mit zwei rohen und zänkischen Weibern täglich sich üben in Demut, Sanftmut und Geduld. Konrad mutete seiner Schülerin Grosses zu; aber sie erfüllte und übertraf seine Erwartungen. Aeusserlich mit den geringsten Arbeiten beschäftigt, war ihr Geist fast beständig in Gott versenkt und die Glut der Liebe, welche aus diesem Verkehr mit dem Höchsten in ihrem Herzen sich entzündete, strahlte wieder in der freudigen Heiterkeit ihres Antlitzes. So verlebte Elisabeth drei für die Augen der Welt abschreckende, durch ihre völlige Hingabe an Gott und durch dessen reiche Tröstungen glückliche Jahre. Eine Einladung ihres Vaters, des Königs Andreas, mit einer dazu abgeordneten Gesandtschaft nach Ungarn zurückzukehren, lehnte sie dankend ab. Um Allerheiligen des Jahres 1231 sagte sie ihr baldiges Ende voraus; vier Tage darauf fiel sie in eine Krankheit und starb nachdem sie die Nacht in stiller freudiger Andacht zugebracht hatte, in der Morgenfrühe des 17. November. Eine Heilige hatte diese Erde verlassen.

Ihre sterbliche Hülle wurde zunächst in der Kapelle des Hospitals begraben. Aber die allgemeine Verehrung, welche ihr Andenken sofort genoss, die Scharen der Gläubigen, welche durch ihre Fürbitte Hilfe in ihren Anliegen erhofften und fanden, die zahlreichen Wunder, welche ihre Ruhestätte

verherrlichten, bereiteten den Weg zum Urteil der Kirche und ihrer Erhebung auf die Altäre. Konrad von Marburg selbst war es, welcher Papst Gregor einen eingehenden Bericht gab über das himmlische Leben der Vollendeten. Der Kanonisationsprozess wurde angehoben; die vier Dienerinnen Elisabeths, seit ihrer Jugend die Zeugen aller ihrer Handlungen gaben ihre eidlichen Aussagen ab. Die Zeugnisse taten so überzeugend die vollendete Heiligkeit Elisabeths dar, dass Gregor IX. keinen Anstand nahm, schon am 1. Juni 1235, nicht volle vier Jahre nach ihrem Tode ihre Kanonisation auszusprechen. Es folgte am 1. Mai 1236 die feierliche Erhebung ihres hl. Leibes unter Beisein der Erzbischöfe von Mainz, Köln und Trier, vieler Bischöfe und Kleriker und einer ungeheuren Menge Volkes. Zu den Teilnehmern der Feier gehörte auch kein geringerer als Kaiser Friedrich II., welcher in das Kleid eines Tertiars des hl. Franziskus gehüllt, den ersten Stein von der bisherigen Grabstätte der Heiligen löste und eine goldene Krone für das Haupt derselben als Weihgeschenk darbrachte. Am Grabe der hl. Elisabeth treffen sich die grossen Gegner, Gregor IX. und Friedrich II. Auch der frivole und harte Sinn des letztern wollte der reinen und demütigen Magd des Herrn seine Huldigung nicht versagen. Vielleicht hat ihre Fürbitte ihm noch Barmherzigkeit erwirkt in seinem tragischen Ende.

Er wäre nicht der Einzige. Unter den Wundern, welche ihre Grabstätte herrlich machten, waren viele Wunder der Gnade, Bekehrungen von grossen Sündern. Ein wilder unbändiger Kriegermann war auch Elisabeths Schwager Konrad gewesen; er wurde ein sanftes Lamm im Orden der Deutschritter, und nachdem er schon für die Heiligsprechung Elisabeths mit Eifer gewirkt hatte, legte er den Grundstein zu dem herrlichen Dome, der über ihrer Grabstätte sich wölbte und 1283 die kirchliche Weihe empfing.

Die hl. Elisabeth ist in Deutschland die Bannerträgerin der Gedanken geworden, durch die der hl. Franziskus die Kirche seines Jahrhunderts reinigte und zu neuer Blüte erhob. Und, wie ein verdienter Forscher dieser Tage mit Recht hervorhebt: wie in Italien Ueppigkeit und Wohlleben und damit auch Hass und Fehde in den reichen Bürgerschaften ihren Hauptsitz aufgeschlagen hatten und darum auch von einem Bürgerssohn des Heilmittels kam, so mussten in Deutschland Fürsten und Adel zuerst wieder zur demütigen Nachfolge des armen Erlösers gebracht werden, weil in diesen Kreisen die Abkehr von ihm am weitesten fortgeschritten war. Darum lässt sich die Hand der Vorsehung in ihrem Leben nicht verkennen. Es sind unstreitig vielfach steile und ausserordentliche Pfade, auf denen Gott die Heilige geführt hat, auf eine Höhe der Entsagung, die nicht jedermanns Sache ist, die aber als Ideal dastehen muss, wenn eine grosse Bewegung in Fluss kommen soll. Die Zeitgenossen ihres glorreichen Todes haben die Heilige und ihre Aufgabe verstanden. Aber die Bedeutung dieses Lebens erschöpft sich nicht mit der Einwirkung auf ihre Zeitgenossen. Wie sie für alle Jahrhunderte ein Beispiel grossmütiger Selbstüberwindung sein wird, so vor allem auch ein Vorbild selbstloser Hingebung für das Wohl der leidenden Menschheit, in persönlicher, opferwilliger Dienstleistung gegenüber allen denen, die Christus mit Vorzug seine lieben Brüder nennt.

Luzern, den 16. Nov. 1907.

Dr. F. Segesser.

Tod der heiligen Elisabeth.

Ein armes Stübchen. In der kahlen Ecke
Ein hölzern Kruzifix. Ein rauhes Brett
Mit etwas Stroh, worüber eine Decke
Geworfen wurde, dient als Krankenbett.
Am Tischchen sitzt bei matter Leinöflamme
Die alte Magd, die schweigend Wache hält.
Die Kranke selbst? Von königlichem Stamme
Ist sie, und stirbt als ärmste Frau der Welt.

Vergessen hat sie Thron und Burgen. Süsser
Als Fürstenruhm ist ihr das Bussgewand,
Das ihr als Scheidegruss der heil'ge Büsser
Franziskus von Assisi, einst gesandt.
Die Nächstenliebe und das Mitleid weben
Ihr nun den Purpur mit dem Perlgeschmeid,
Wozu der Tugend makellostes Streben
Um ihre Stirne Diamanten reiht. —

Die Wange stützend und entschwundner Zeiten
Gedenkend, sieht die Wärterin im Traum
Die Grossen Ungarns auf die Wartburg reiten;
Und auf dem weissen Zelter, den am Zaum
Ein Knappe führt, bewundert sie ein holdes,
Herzliches Kind, das lächelnd winkt . . . Sie schaut
Im Doppellicht der Kerzen und des Goldes
Am Hochaltar Graf Ludwig mit der Braut.

Sie sieht Herrn Walther von der Vogelwaide,
Tannhäuser und Wolfram von Eschenbach
Im rings geschmückten Saal beim Sängerstreite,
Und alte Melodien werden wach.
Dem Sieger hängt die Gräfin selbst zum Lohne
Die Kette um. Die Abendglocke schlägt,
Elisabeth enteilt und legt die Krone
Zu Füssen dessen, der den Dornzweig trägt.

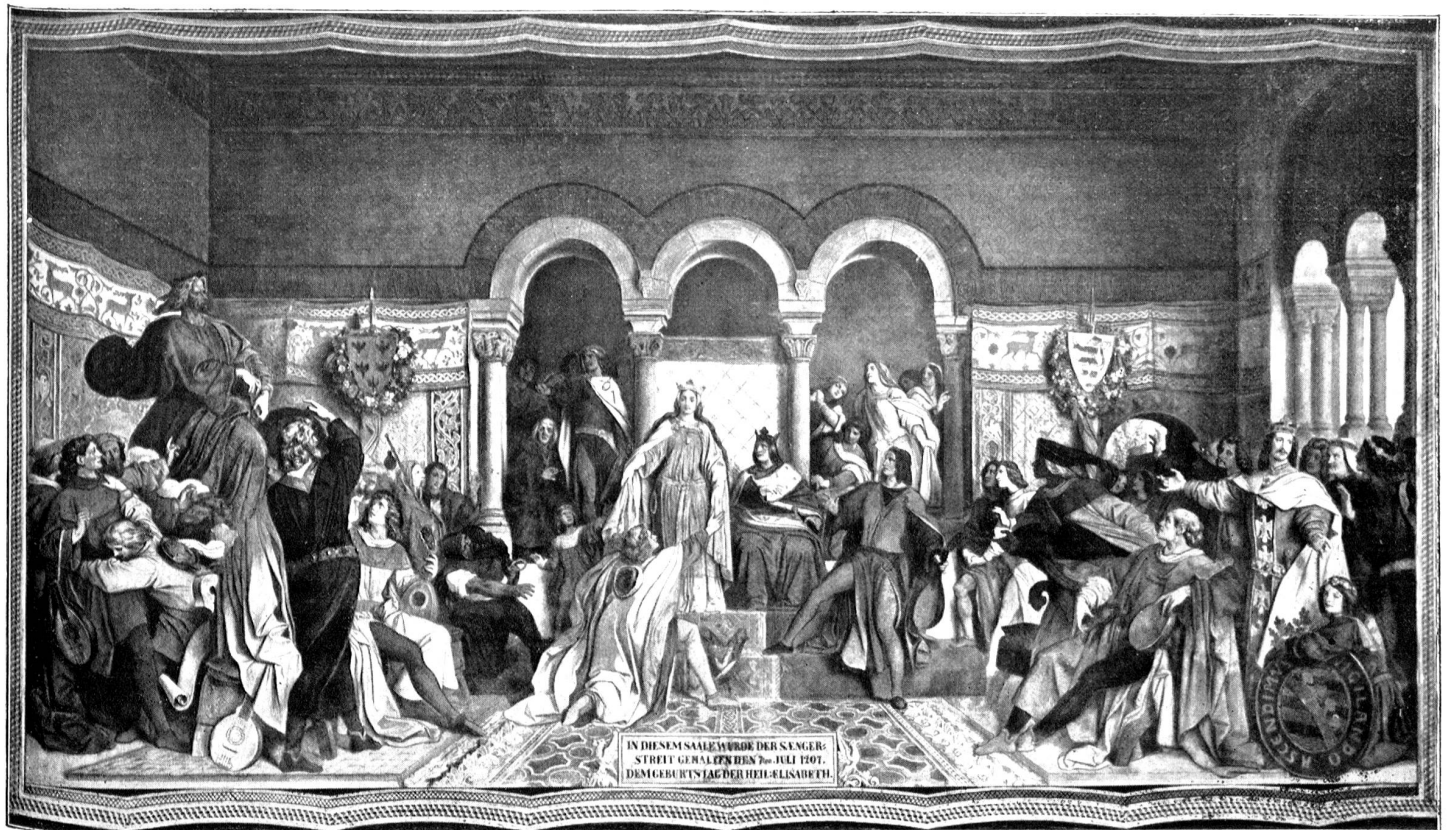
Sie sieht die hohe Frau als Mutter walten,
Wo Armut wohnt und Sterbelampen glühn;
Sieht auf dem Burgweg in des Mantels kalten
Statt milder Gaben frische Rosen blühn.
Sie denkt an Ludwigs Tod, und wie im Winter
Der Abend dämmt, und der Schneesturm weht,
Und eine junge Witwe für die Kinder
In einer Stallung um Obdach fleht

— Sie wird geweckt und lauscht. Ist es der weiche
Gesang aus alter Zeit? Vom Tische steht
Sie leise auf und zündet in das bleiche
Gesicht der Kranken: Frau Elisabeth,
Ihr singt in Eurem Leid? — «Ich soll nicht singen?
Die Engel stimmten an, ich halte mit.
Der ew'ge Frühling sprosst; die Däfte dringen
Schon ins Gemach und heilen, was ich litt.»

Das Volk tritt ein, um seine Fürstin sterben
Zu seh'n, und klagt. Sie bittet: «Weinet nicht!
Der Heiland kommt, um seine Braut zu werben» . . .
Sie neigt das Haupt. Ein sonnengleiches Licht
Vereint sich mit dem Hauch erblühter Rosen,
Das Totenbett verklärend. Zum Gebet
Kniet alles hin: Gedenk der Mutterlosen
Im Himmel, heilige Elisabeth!

P. Theobald Masarey.





Der Sängerkrieg auf der Wartburg.

Fresko von Moritz von Schwind in der Wartburg.

Strahlen

Innerlichkeit und Barmherzigkeit.

Durch unsere Zeit geht ein unverkennbares Verlangen nach Sammlung, sie ist müd geworden vom lauten Lärm des Tages. Je und je kommen verlorene Söhne zum stillen Vaterhaus der Kirche zurück, deshalb, weil ihr Inneres nicht satt geworden von dem, was sie in der Fremde geschaut und gehört und gekostet. Tieferdringende Denker, welche draussen weilen, verkünden oft in ergreifender Weise die Notwendigkeit zur Selbsteinkehr. Förster schreibt in wohlberechtigtem Ernste¹⁾: „Wir entdecken den Nordpol und erschliessen dunkle Kontinente, wir durchleuchten mit neuen Strahlen unser ganzes Knochengerüst; Fernrohr und Mikroskop enthüllen täglich neue Welten — aber mitten in diesem grossen Zeitalter der Entdeckung sind wir in Vielem innerlich ärmer geworden, wir haben keine neuen Methoden zur Durchleuchtung der menschlichen Seele gefunden und unsere Organe zur Entdeckung des innern Menschen mit all' seinem Bedürfnis und Sehnen sind eher gröber als feiner geworden. . . . Wir müssen wieder begreifen, dass da, wo die Sorge um das Leben der Seele nicht im Mittelpunkt des Denkens steht, überhaupt keine Kultur möglich ist. . . . Und wir werden es begreifen. Die Not

¹⁾ Jugendlehre, Einleitung.

und die Leere unseres Lebens werden uns die Augen öffnen.“ — — Carlyle glaubt, diese Einsicht habe schon begonnen, wenn er von einem grossen Werke redet, das in unsern Tagen langsam, aber stetig vor sich geht: Von der Wiederherstellung Gottes im Menschen, von der Neuerrichtung dessen, was in den Traditionen und der Geschichte der Menschheit göttlich war. Was die einen mühsam suchen, was die andern dunkel ahnen, die Vertiefung des Lebens, das hat unsere Religion immer bewahrt und behütet, da nur diese Vertiefung, wie ein heiliger Gral, ihre ganze Wahrheit und ihr gehäuftes Glück zu fassen vermag. Der Gral ist geblieben und bleibt, wenn er zeitweilig an Leuchtkraft verliert, dann ist es die Schuld seiner Wächter. —

Innerlichkeit, — das Wort wird viel gebraucht, — missbraucht. Manche wähnen, das Innenleben sei eine imaginäre Ideenwelt mit beruhigender oder betäubender Atmosphäre, sei, wie die geheimnisvolle Schönheit des gestirnten Nachthimmels, ein unfassbares Etwas, welches die Seele weich umfängt und in ihr jene passive Poesie weckt und nährt, die so oft mit dem wahren Gottesdienst verwechselt wird. Halten wir uns bei der Begriffsbestimmung an Männer, aus denen Gottes Geist und eigenste Erfahrung gesprochen. —

Die Seele ist unser innerstes Sein; Innenleben ist Seelenleben. Das gesunde Seelenleben offenbart sich in der

harmonischen Betätigung aller Seelenkräfte. Die Seele ist auf das absolut Wirkliche, auf Gott veranlagt. Darum findet sie ihr Genügen nicht in dem, was altert und vergeht, sondern nur in dem stets währenden und unwandelbaren Gotte¹⁾, im Geschaffenen und Endlichen sieht sie nur die Staffeln zum verhüllten Heiligtume unerschütterlicher Beharrung, aus dem alles hervorgegangen und zu dem alles sich hinbewegt.²⁾

Religiöses Innenleben ist also das Streben aller seelischen Fähigkeiten nach Gott, das Gottsuchen mit Geist und Willen und Gemüt, das verständige, energische, begeisterte Erfassen alles dessen, was zu Gott führt. —

Nie aber ward ein Leben mit solcher Weisheit und Folgerichtigkeit und Freudigkeit auf Gott hingerichtet, wie das Leben Jesu. Der menschgewordene Sohn Gottes lebte das gottgewollte Innenleben in vollendeter Weise. Im Morgengebet zu seinem irdischen Tag und in seinem schmerzgepressten Abendflehen beteuerte er, sein ganzes Sein und Wirken einzig nach der göttlichen Norm regeln zu wollen.³⁾

Unser Innenleben muss also notwendig zur Nachahmung, zur Nachfolge Jesu sich gestalten, ein bestmögliches Eingehen in sein Denken und Wollen und Empfinden werden, weil sein Leben die entschiedenste und intensivste Richtung auf Gott inne hielt. —

Das innere Leben, das Seelenleben, welches mit all' seinen Anlagen auf Gott hinzielt, kann unmöglich ohne Rückwirkung bleiben, ohne Mitbetätigung Gottes, da es dem Allsehenden und Allfühlenden entgegengelt; seine Aeusserungen sind demnach nicht ein Ruf, der keine Antwort vernimmt, nicht ein Tasten, das keinen Halt gewinnt: Gut ist Gott gegen eine Seele, die ihn liebt⁴⁾, — zuvorkommend, begleitend, bei ihr ausharrend. Und wenn Gott uns seinen Reichtum eröffnet, dann empfangen wir mehr, als wir erwartet und verdient. Darum ist das Innenleben traulicher Umgang, Wechselbeziehung, ja Lebensaustausch mit Gott. Und die Gewinnenden bei diesem Austausch können nur wir sein. — Je regsamer, je inniger, je treuer dieser gegenseitige Verkehr vor sich geht, desto mehr nehmen wir Gott in uns auf, — je besser wir Gott erkennen und erfassen, desto klarer und wirksamer prägt sich in unserer Seele die Ebenbildlichkeit Gottes aus. Diesen Gottessinn und diesen Gotteswillen, in welchen unsere Seele durch den Wechselverkehr mit Gott sich einlebt, nennen wir das Gnadenleben. Innenleben ist Gnadenleben. — mit der Gnade erhält es seinen übernatürlichen Charakter und Wertinhalt. Gott steigt herab — schenkt, was kein Auge sehen, kein Herz ahnen konnte — *veni, ut vitam habeant et abundantius habeant*: wirklich übernatürliches Leben.

Die Gnadenfülle ist für uns offenbar und ergreifbar geworden in der zweiten göttlichen Person. Damit kommen wir wieder, von einer andern Seite her, zum Schlusse: Das Innenleben ist ein Nachleben des Lebens Jesu. Derjenige lebt wahrhaft innerlich, der die Vermögen und Kräfte seiner Seele dauernd dem Heiland zukehrt, sie für

ihn in Bewegung setzt, Jesu Geist, Willen und Gemüt zu erfassen und zu erleben sucht, auf dass er selber umgewandelt werde in das gleiche Christusbild von Klarheit zu Klarheit.¹⁾ —

Christus können wir uns am vollständigsten aneignen in seiner eucharistischen Gestalt. Die Kommunion ist Uebergang seines Lebens in unser Leben, ergiebigste Erhaltung, Auffrischung, Ergänzung, Stärkung, Vermehrung unseres Seelenlebens, unseres Gnadenlebens, unseres Innenlebens. Das Brot des Lebens, nennt es der Meister selber²⁾, wer davon genießt, der bleibt in mir und ich in ihm³⁾, der wird leben immerdar⁴⁾.

Nun dehnt sich das Innenleben, Zeit und Ewigkeit umspannend.

Jetzt begreifen wir: dieses Innenleben ist nicht Verkenning der Aussenwelt, nicht Verachtung des Kulturfortschrittes, nicht Vergewaltigung der Natur, es ist ein Nachleben Jesu, welcher die Werte der selbstgeschaffenen Wirksamkeit am besten zu würdigen weiss.

Jetzt begreifen wir: dieses Innenleben verurteilt jedes einseitige Betonen und Betätigen des Zufälligen und Vergänglichen, weil dadurch die Ausgestaltung des Christusbildes in uns gehemmt oder gehindert wird.

Jetzt begreifen wir: dieses Innenleben bedeutet eine wohlthuende Zurückgezogenheit, die alles Verlassen und Entbehren aufwiegt, weil sie Christus gewinnt. Das ist ein süßes Zusammenwohnen, welches nie verleidet, weil unsere Seele im Reichtum des göttlichen Herzens immer neue Wahrheit sieht, von demselben immer neue Einsprechung empfängt, an demselben immer neue Liebe fühlt.

Jetzt verstehen wir: dieses Innenleben scheut vor den Leiden nicht zurück, denn diese gehören zu seinem tiefsten Wesen, als einem Nachleben des Gekreuzigten. In Wehen muss der innerliche Mensch erstehen. Daher durfte der erprobte Lehrer des innern Lebens, St. Paulus, behaupten: Alle meine Wissenschaft ist Jesus, er, der Gekreuzigte⁵⁾, daher kannte er nur eine Rührung und Beruhigung: im Kreuze Christi⁶⁾; so innig er das umfasste, soweit glaubte er vorangeschritten zu sein in der Verähnlichung mit seinem göttlichen Meister, daher fühlte er sich reich in seiner Armut, befestigt in seiner Drangsal, getröstet in seinen Schmerzen⁷⁾.

Jetzt verstehen wir: dieses Innenleben hat eine eigene Sprache, welche so gar nicht irdisch klingt. Definierte doch der Poverello von Assisi in seinem wunderbaren Zwiegespräch mit Bruder Leone die vollkommene Freude als das freudige Leiden. Rief doch ein Apostel der Inder bei jeder neuen Prüfung: Noch mehr, o Herr. Lautete doch die Parole der grossen Spanierin: *Aut pati, aut mori*. Also kann nur die vollkommene Liebe reden, zu welcher das treugeübte Innenleben sich verklären muss.

¹⁾ Aug. Confess. IV, 10 sg.

²⁾ Cf. Thomas, Contra gent I, I.

³⁾ Hebr. 10, 7. Matth. 26, 39 und 42.

⁴⁾ Thom. III, 25.

¹⁾ 2. Kor. 3, 18.

²⁾ Jo. 6, 5.

³⁾ Jo. 6, 57.

⁴⁾ Jo. 6, 59.

⁵⁾ 1. Cor. 2, 2.

⁶⁾ Gal. 6, 14.

⁷⁾ Cf. 2. Kor. 4, 17; 6, 10; 2, 4.

Jetzt verstehen wir: dieses Innenleben als fort-dauernde Betrachtung und Aufnahme des Lebens und Leidens Jesu muss sich zur christlichen Mystik verklären. Das ungetrübte Einwirken des gottmenschlichen Ideals, der übernatürlichen Lebenssonne auf eine auserwählte Seele lässt auch diese sonnenhaft werden, dass sie schon hienieden die engenden Bande der Naturgesetze durchbricht. — Mit heiliger Ehrfurcht gedenken wir jener gott-versunkenen Seelen des deutschen Mittelalters, die hinein-drangen in diese Abgrundtiefen des Innenlebens und die in ihrer Treuherzigkeit des Himmels Breite zu Perga-ment, des Meeres Flut zu Tinte, des Feldes Halme zu Federn sich wünschten, um ihres Geminnten Lust und Leid zu singen und zu sagen. —

So suchten wir in unserer Schwachheit den Begriff des Innenlebens nicht zu erschöpfen, sondern zu beher-zigen, — sein Wesen, seine Aeusserungen, seinen Um-fang. Dieses Innenleben, soweit es im einzelnen, ge-mäss seiner individuellen Veranlagung, verwirklicht wird, ist seine Innerlichkeit. Die Innerlichkeit ist Gott im Menschen mit Gnadenhilfe durch gläubiges Erkennen erfasst, durch liebendes Wollen aufgenommen, so dass alle Seelenkräfte nach den Absichten Gottes geordnet und betätigt werden und Gott Herrscher bleibt im Menschen und im ganzen Wirkungsfeld des Menschen. — — Deus autem tuus etiam tibi vitae vita est, sagt St. Augustin¹⁾. Das ist der ewige Gehalt der Innerlichkeit.

Wie unbedeutend erscheinen alle menschlichen Er-folge ohne die Innerlichkeit; wie verhängnisvoll muss der technische Fortschritt unserer Zeit werden, wenn ihr die Innerlichkeit mehr und mehr verloren geht! Und des Dichters²⁾ Gebet drängt sich heiss auf unsere Lippen:

Ach, du weisst, in Sehnsucht schweifen
Tausend Geister weit und breit,
Doch vom Schein betört ergreifen
Für das Wesen sie das Kleid.
Was nur geistig mag gelingen,
Was nur göttlich kann erstehn,
Wollen sie in Fleisch vollbringen —
Sollen sie verloren gehn? — —

Wie eine unendliche Wohltat ragt die Lichtgestalt der hl. Elisabeth in unsere Tage hinein, seit sieben Jahrhunderten das Vorbild seltener Innerlichkeit. Das war ein Innenleben, so ganz ein Seelenleben, nicht veräusser-licht durch den Frohmut der Jugend, durch den Glanz des Fürstenhofes, durch die Macht der Gatten- und Mut-terliebe. Das war ein Innenleben, so ganz ein Leben für Gott, dass selbst ein rascher Blick, welcher nicht Gott gehörte, der innigen Frau unsägliches Herzeleid ver-ursachte. Das war ein Innenleben, so recht ein Leben der Gnade, bei dem Atemholen und Gebet ineinander-gingen, das Beschauen und Belauschen Gottes. Das war ein Innenleben, so recht ein getreues Darstellen des Le-bens Jesu bis zu seiner Verkennung, Verachtung und Verstossung, dass die gute Seele, bis zum äussersten heimgesucht, das Te Deum aus lauter Dankbarkeit sin-gen liess. — Sie trug, nach eigenem Geständnis, des Herrn Bild im Herzen und darum verblasste vor ihrer Innerlich-

keit alles Erdenglück, das sie umgab. Eine alte Handschrift hat diese Innerlichkeit am besten mit den Worten ge-zeichnet: „Sankt Elisabeth, das heilige Kind, wie gewach-sen an Jahren, war sie auch wachsend an allen Tugen-den. Sie hatte Gott allezeit bei sich, dass sie minniglich an ihn dachte und er ihren Augen allzeit gegenwärtig war und all ihr Sinnen und Denken, Meinung, Wort und Werk zu Gott gerichtet und in Gott verrichtet war.“ Also war es nur billig, dass die Bulle der Heiligsprechung ihrer Innerlichkeit die himmlische Vollendung zuerkannte, als einem „neuen Werke Gottes, das der heilige Geist dem göttlichen Herzen unseres Herrn Zug um Zug nach-geformt“. —

* * *

Das gottgewollte Innenleben ist ein Gestaltgewinnen Christi in uns¹⁾, ein Heranwachsen und Ausreifen un-serer Seele zu den Mannesjahren, zum Vollalter Christi²⁾. Daraus erhellt, warum gerade die Barmherzigkeit in der Innerlichkeit naturnotwendig eine zentrale Stellung ein-nehmen, das innere Leben durchdringen muss.

Barmherzigkeit heisst ein Herz haben für die Armen, alle Kraft und Wirkung unserer Seele — die Liebe — den Notleidenden zuwenden³⁾. Das richtige Innenleben vollendet sich in der Liebe zu Gott, mit welcher die Nächstenliebe unzertrennlich sich eint und diese hinwie-der wird zur Barmherzigkeit, sobald sie sich den Be-dürftigen widmet⁴⁾. — Jede Offenbarung Gottes an uns, die wir sonder Ausnahme arm und notleidend geworden, ist Barmherzigkeit, — die umfassendste aber seine Mensch-wardung. Das war ein Erbarmen in lauterster Aufrich-tigkeit, in vollendeter Selbstlosigkeit, in energischster Ak-tivität, in universellster Bedeutung. Wie der Heiland selber sein Leben für Gott ordnete und betätigte, so wollte er die Richtung auf Gott der gesamten Wirklichkeit wieder innwerden lassen, sie erlösen von dem, was einzig Ar-mut und Not ist, dem Getrenntsein von Gott. Deshalb ist das Erlöserleben erbarmendes Leben in seiner Fülle, die Barmherzigkeit selber. Das echte Innenleben als eine Auf-nahme und Wiedergabe des Lebens Jesu muss also ein barmherziges Leben sein. Nur von diesem Standpunkte aus lässt es sich erklären, dass im Neuen Testamente immer die Nächstenliebe als indispensable Pflicht erscheint. Wer nicht liebt, der bleibt im Tode⁵⁾, in dem ist kein Innenleben, — kein Heilandsleben. Und es war nur Lo-gik, wenn der Mittler die barmherzige Liebe geradezu als Merkmal seiner Jüngerschaft, des Nachlebens seines In-nenlebens hinstellt⁶⁾, als neues Gebot, als sein Gebot fordert, dass wir einander lieben, wie er uns geliebt⁷⁾.

Aus diesem Zusammenhange ergibt sich die richtige Auffassung und Ausübung der Barmherzigkeit.

Schablonenhaftes Spenden, kalte Hilfeleistung, bloss e Philanthropie, ist nicht Barmherzigkeit, weil das nicht dem Innenleben, dem Christusleben entquillt. Karges Wohl-

¹⁾ Aug. Confess.

²⁾ Geibel.

¹⁾ Gal. 4, 19.

²⁾ Eph. 4, 13.

³⁾ Einleitg. in 2, 2 q. 28, q. 33.

⁴⁾ Thom. 2, 2 q. 25 n. 1.

⁵⁾ 1. Io. 3, 14 cf. 1. Jo. 3, 17.

⁶⁾ Jo. 13, 35.

⁷⁾ Jo. 13, 14; 15, 12.

wollen, unnützes Hinhalten, eitles Vorspiegeln ist nicht Barmherzigkeit, weil das sich nicht mit dem Innenleben, dem Christusleben vereinbaren lässt.

Schlaue Charitas, berechnetes Mitleiden, Unterstützung aus Spekulation ist nicht Barmherzigkeit, weil das nicht im Innenleben, im Christusleben gründen kann.

Engherzige Fürsorge nur zugunsten der Genossen des gleichen Blutes, Stammes, Idioms, selbst der gleichen Gesinnung und Gesittung ist nicht Barmherzigkeit, weil das nicht nach dem Innenleben, dem Christusleben gerichtet ist.

Barmherzigkeit aus dem Innenleben, aus dem Christusleben hervorgehend, zielt letztlich auf die Seele des Nächsten, auf die Erhaltung und Erneuerung des Ebenbildes Gottes im Mitmenschen auf die Förderung seines Innenlebens¹⁾. Darum ist diese Barmherzigkeit, wie die des Heilandes, verständig und doch arglos, planmässig und doch drängend, überall eingreifend und doch bescheiden, an alle denkend und doch eine gerechte Ordnung einhaltend. Wer diese Barmherzigkeit übt, sagt der hl. Gregor von Nyssa²⁾, der weilt nicht mehr innerhalb der Grenzen der menschlichen Natur; nein, er erhebt sich durch diese Tugend zur Aehnlichkeit mit Gott selbst empor, so dass er gewissermassen ein anderer Gott ist, indem er das tut, was Gott allein zu vollbringen pflegt.

Diese Barmherzigkeit aus dem Innenleben kann folglich nur in der Gnade ihr eigentliches Lebenselement finden. Von der Gnade angeregt, geführt, bestärkt, lässt sie sich weder von Dank noch von Undank beirren. Durch die Gnade allein wird sie scharfschauend, feinfühlig, unverdrossen genug, um auch im verkommenen, verdorbenen, gefallenen Menschen die Seele, die verblichenen, entstellten, verzerrten Züge der göttlichen Ebenbildlichkeit zu gewahren, ist zart, sicher, gewandt genug, um das Bild wieder zu reinigen, aufzufrischen, herzustellen. — Denn das bleibt die grösste Gnade: Ehrfurcht vor der Gnade, Liebe zur Gnade, richtige Behandlung der Gnade in uns und andern.

Wenn schliesslich unser begnadigtes Innenleben auf ein menschenmögliches Aufgreifen und Wiederdarstellen

des Lebens Jesu herausgeht, des sich opfernden, leidenden und gekreuzigten Heilandes, so sind damit auch die mächtigsten Triebe und die höchsten Ziele der dem innern Menschen eigenen Barmherzigkeit enthüllt, dann wissen wir, dass all unser Erbarmen auf Golgotha die Blut-taufe empfangen muss. Das sieghafte Wesen, die unwiderstehliche Anziehungskraft der gottmenschlichen Barmherzigkeit kam am Kreuze zur vollsten Geltung, wie es wieder die deutschen Mystiker so herrlich begriffen und geschildert, wenn sie vom angenagelten Schmerzensmann die Worte hören: „Noch nie begehrte ein durstiger Mund so hitziglich nach einem Brunnen, noch ein sterbender Mensch nach den fröhlichen Lebtagen, als ich begehrte, wie ich allen Sündern hülfe, und mich ihnen lieb machte. Eher hat man die vergangenen Tage wiedergebracht, eher hat man alle verdorrten Blumen wieder ergrünet, und alle Regentropflein wieder gesammelt, ehe man meine Minne zu den Menschen messen kann.“

Soll unsere Barmherzigkeit derjenigen des gekreuzigten Heilandes gleichen, aus dem Innenleben, dem Christusleben stammend, dann muss sie die eine Signatur aufweisen: Non sine sanguine, sie kann nicht geübt werden, nicht Erfolg eringen, ohne dass wir das Herzblut unserer Entsagung, unserer Opferwilligkeit, unserer Hingabe wagen. Der bequemen Nächstenliebe, der Gabe aus Ueberfluss, der Abfertigung durch blosses Bezahlen, der Mildtätigkeit, die nicht zugleich ein Hineingehen und Sichhineinleben in das fremde Weh ist, der fehlt das Kreuz, das Werkzeichen der innerlichen, der gottmenschlichen Barmherzigkeit. In das Erbar-

men Jesu mischte sich etwas von seinem Blute, von seinem Lieben, von seinem Leben, etwas, das erlösende Kraft besitzt. Jene Barmherzigkeit, die befreiend, erhebend, heiligend auf andere wirkt, zur Seele dringt, sie fasst, sie rettet, diese löst sich nur unter Schmerzen aus unserm Innenleben. — Der Gottessohn am Kreuze ist die Barmherzigkeit; die aus dem Erleben und der Intention des Gekreuzigten resultierende rückhaltlose Selbstaufopferung des Menschen für seinen Nächsten ist unsere erreichbare Barmherzigkeit: Erlösung. — Weiterführen der Erlösung. Und Erlösen heisst die Quellen abgraben, aus welchen alle Wasser der Trübsal fliessen. Daher die schrankenlose Wertachtung, welche die Väter immer der Barmherzigkeit gezollt: „Im Menschen findet sich nichts Göttlicheres, als dass er sich um andere wohl verdient macht . . . Suche dem Unglücklichen ein Gott zu sein, indem du Gottes



Die sieben Werke der Barmherzigkeit: Nackte bekleiden.

Fresko von Moritz von Schwind in der Wartburg.

Aus „Schwind. Des Meisters Werke in 1265 Abbildungen“. Verlag der Deutschen Verlagsanstalt in Stuttgart.

¹⁾ Cf. Meyenberg: Das Geheimnis und die Methoden der Liebe, pag. 4 u. 5.

²⁾ S. Gregor Nyssa, or. 5 de erat. dom.; ähnlich Chrysost. h. 20 in Matth. und Aug. s. 37 de sanct.

Erbarmen nachahmst¹⁾, so sagt der eine¹⁾ und der Gedankenflug des andern²⁾ geht nicht minder hoch: „Die Barmherzigkeit schliesst eine göttliche Würde in sich als ein durch fremde Not uns bereitetes Leid.“ Wie könnte unsere Barmherzigkeit göttlich genannt werden, wenn sie nicht dem Erlöserleben entstiege, nicht die Erlöserzwecke verfolgte, also nicht den Kreuzweg ginge bis zur Consumatio? —

Und mit dem Innenleben empfängt die Barmherzigkeit aus dem eucharistischen Mahle nachhaltigste und gedeihlichste Nahrung, da die Communio unmittelbare und allseitige Aufnahme des Christuslebens ist, der Barmherzigkeit bis ans Ende³⁾. —

Immer sehen wir das gleiche Ineinandergreifen: innerliches Leben, — gottmenschliches Leben, — barmherziges Leben.

Damit muss sich unser armes Denken über Begriff, Zusammenhang und Wechselwirkung von Innerlichkeit und Barmherzigkeit bescheiden. Es ist ja nur das Ahnen eines schönen Lebens, aber ein freudiges Ahnen, das Ringen nach einem Ideal, aber ein beglückendes Ringen. Welche Einheit, Folgerichtigkeit und Tiefe liegt doch im echten Christentum, dass so alles von Christus und zu Christus strömt, wie das warme Blut vom Herzen und zum Herzen wallt. Was wunders, wenn dann die Züge des Menschenbildes immer ähnlicher werden dem Gottesbilde Jesus, das Gepräge des Irdischen stets undeutlicher wird und durch alle Menschlichkeit und Endlichkeit mehr und mehr das Göttliche und Ewige dämert? Das ist der Entwicklungsgang, von welchem der Völkerapostel mit unermüdlicher Vorliebe redet: Wir müssen alle ein Leib werden in Christus⁴⁾, dass nicht mehr wir leben, sondern Christus in uns⁵⁾. — Er in uns und der Vater in ihm⁶⁾, ergänzt St. Johannes. Das ist die Erfüllung des Heilsplanes, um welche der Mittler scheidend so inbrünstig gefleht: Ut omnes unum sint, sicut tu, pater, in me, et ego in te, ut et ipsi in nobis unum sint⁷⁾.

Wie licht und lieb uns jetzt das Sankt Elisabethenbild erscheint, die treue Seele, so gleich innerlich und barm-

herzig! So tiefwurzelnd, so rastlos, so selbstvergessend, so sonder Grenze, war ihr Erbarmen, dass sie aus lauter Drang gestorben wäre, hätte sie davon lassen müssen. Und was sie andern gab und tat, das war so frei von Fehl und Flecken, mit dem sonst alles Menschliche sich behaftet, — es waren halt nur Paradiesesrosen, blutrote zwar, die sie verschenkte. Also gnadenvoll war ihr barmherziges Schauen und Fühlen, dass es durch Bosheit und Ekel keine Trübung und Einschränkung erfuhr, dass sie sich nicht verhalten konnte, das Ebenbild Gottes im Nächsten selbst über die aussätzige Hülle zu küssen, und über eine gewonnene Seele sich mehr freute, „als wenn ihr Sohn wäre Kaiser geworden“. All' ihr Wohltun war eine Vernichtung und Aufopferung dessen, was das sinnliche Behagen begehrt, eine restlose Selbsthingabe bis aufs Blut, bis aufs Leben. Das unschuldige Königskind hat das

Kreuz getragen für andere, bis dass der arme Leib, nichts mehr besitzend als ein „böses“ Gewand, unter der Last zusammenfiel, nein, bis dass ihre gottähnliche Seele die Schranken der Zeitlichkeit durchbrach und heimzu flog. Christus ihr Leben, Sterben ihr Gewinn¹⁾. Nicht umsonst trägt sie den sinnigen Ehrennamen: Die gekreuzigte Barmherzigkeit. Sie hatte des Gekreuzigten Innerlichkeit, darum starb sie aus Barmherzigkeit, und teilt nun des Gekreuzigten Herrlichkeit.

Innerlichkeit und Barmherzigkeit möge uns an ihrem Jubelfeste erleben „diu guote sante Elisabeth“ — donec veniat immutatio²⁾ — bis dass die Umgestaltung erfolgt, der Innerlichkeit und der Barmherzigkeit in die Seligkeit.

Zug. Frz. Weiss.



Die sieben Werke der Barmherzigkeit: Heimatlose beherbergen.

Fresko von Moritz von Schwind in der Wartburg.

Aus „Schwind. Des Meisters Werke in 1265 Abbildungen.“ Verlag der Deutschen Verlagsanstalt in Stuttgart.

Modernes Rittertum.

Elisabeths Zeit eine Zeit des Rittertums, die Wartburg ein Herzpunkt ritterlichen Lebens. Der Schutz der Schwachen, der Schutz der Frauen war Ritterideal. Die Ritter sind verschwunden, die Schwachen sind geblieben. Die moderne Zeit hat ihre Zahl vermehrt. Die wirtschaftlichen Verhältnisse treiben die heranwachsende weibliche Jugend früh aus den schützenden Mauern des Elternhauses hinaus in die Fremde. Fabrik und Hotel, Kaufladen und Atelier strecken ihre Fangarme in das entlegenste Bergdorf und ziehen tausende in die Städte und Industrie-

¹⁾ S. Gregor Naz. cr. de pauper. am.

²⁾ Clem. Alexandr. Strom. I. 4.

³⁾ Jo. 13, 1.

⁴⁾ Rom. 12, 4.

⁵⁾ Gal. 2, 20.

⁶⁾ Jo. 17, 23.

⁷⁾ Jo. 17, 21.

¹⁾ Phil. 1, 21.

²⁾ Job. 14, 14.

zentren. Die Zeit der hl. Elisabeth, in welcher Fürstinnen, Bürgersfrauen und Bäuerinnen mit ihren Töchtern und Mägden am Spinnrocken sassen und gemeinsam die Hausgeschäfte besorgten, liegt weit hinter uns. Die Zeit schreitet rasch. Kaum hundert Jahre hat es gebraucht, um das Schillerwort: „Der Mann muß hinaus ins feindliche Leben“, auch für Frauen und Mädchen zur bitteren Wahrheit werden zu lassen. Auch sie müssen hinaus ins feindliche Leben. Man klagt mit Recht, solche Verhältnisse seien ungesund, ungesund für das Mädchen, dessen Arbeitskraft oft gewissenlos ausgebeutet, dessen Glaube und Tugend Verführung und Aergernis aufs höchste gefährden, ungesund für die Gesellschaft, deren Urzelle, die Familie, durch sie zersetzt wird.

Die ewig junge Kraft des Christentums hat für diese Schwachen der modernen Zeit ein neues Rittertum ins Dasein gerufen, es nennt sich Mädchen schutz verein. Ein modernes Werk, weil aus modernen Verhältnissen herausgewachsen. Der Verein wurde gegründet im Jahre 1896 in Freiburg. Er hat sich in den folgenden Jahren zu einer Organisation entwickelt, welche über die meisten Länder Europas und Amerikas sich ausbreitet. Die innere Einrichtung derselben ist überall dieselbe, bestehend aus dem National-, dem Kantonal- oder Provinzial-, den Lokalkomitees und den sogen. Vertrauenspersonen. Die letztern erfüllen die Obliegenheiten eines Komitees überall da, wo eigene Lokalverbände nicht bestehen. Das schweizerische Nationalkomitee und das internationale Komitee haben ihren Sitz in Freiburg. Sämtliche Kantone, mit Ausnahme von Schwyz, Glarus und Schaffhausen, haben ihre Komitees. Der schweizerische Gesamtverein zählt zirka 6000 Mitglieder.

Das allgemeine Ziel des Verbandes ist der Schutz der religiösen, sittlichen und materiellen Interessen jener Mädchen, welche ausserhalb des Elternhauses, in der Fremde ihr Brot verdienen. Im besondern strebt die Organisation dahin, zu verhüten, dass die Mädchen aufs Geratewohl die Heimat verlassen, ohne zu wissen, ob sie auswärts auch Arbeit finden. Hat das Mädchen eine Stelle in Aussicht, so sucht ihm der Verein darüber Klarheit zu verschaffen, welche Leistungen von ihm verlangt werden und ob die nötigen Garantien für Religion und Sittlichkeit vorliegen. Dieser Aufklärungsdienst des Vereins hat schon Hunderte vor argen Enttäuschungen und vor tiefem Falle bewahrt.

Fast sämtliche Komitees befassen sich mit Stellenvermittlung für weibliches Dienstpersonal. Dabei liegt ihnen die Tendenz völlig ferne, dem Lande die Arbeitskräfte zu entziehen und sie den Städten und Industriezentren zuzuführen, oder die Mädchen im Auslande zu plazieren. Wenn tatsächlich die Mehrzahl der Stellensuchenden in Städten und manche für das Ausland engagiert werden, so geschieht es eben deswegen, weil die Mädchen nach einer solchen Plazierung verlangen. Das Zurückweisen ihrer Begehren hat regelmässig zur Folge, dass sie sich durch Organe eine Stelle verschaffen lassen, welche sich um die religiösen und sittlichen Qualifikationen der Herrschaften oder des Arbeitgebers in keiner Weise kümmern. Es ist eine betäubende Erscheinung, dass durch die Bureaus des Mädchenschutzvereins stellen-

suchende Mädchen auch schon in Geschäfte und Familien untergebracht wurden, welche in religiöser u. moralischer Hinsicht nicht empfehlenswert waren. Diese Ausnahmefälle fallen fast ausschliesslich auf den Konto unrichtiger Informationen. Die Verwalterinnen der Bureaus kennen weder die Mädchen, noch die Herrschaften persönlich, sie müssen also auf die Aussagen dritter Personen abstellen. Nun weiss jeder Seelsorger, wie schwer es ist, Informationen zu geben. Er überlegt es sich drei und viermal, bevor er eine ungünstige Auskunft über ein Haus erteilt. Pastoralklugheit und christlicher Gerechtigkeitsinn machen ihm das zur Pflicht. Darum fällt die Auskunft im Zweifelsfall immer zugunsten aus. Der zu günstigen Information sind die meisten Fehlgriffe in der Stellenvermittlung zuzuschreiben. Sie lassen sich bei der Unzulänglichkeit der Informationsmittel nie ganz vermeiden, sind aber für den Verein ein Ansporn, diesen Zweig recht tüchtig ausbauend weiter zu entwickeln. Im Verhältnis der grossen Zahl der Engagements bilden die Fehlgriffe eine seltene Ausnahme. Der Jahresbericht des schweizerischen katholischen Mädchenschutzvereins vom Jahre 1906 gibt uns folgendes Bild von seiner Tätigkeit auf dem Gebiete der Stellenvermittlung: Das Komitee des Kantons Aargau verzeichnet 81 Engagements und das von Basel 400, das von Bern 34, das von Freiburg 260, das von Luzern 697, das von Davos 26, das von Solothurn 67, das von Neuenburg 51, das von Zug 46 und das von Zürich 200 usw. Im Dienste der Stellenvermittlung wurden ca. 7500—8000 Briefe geschrieben.

Ein wachsames Auge hat der Verein auf die reisenden Mädchen. Man weiss, dass auf den grossen Bahnhöfen und selbst in den Bahnwagen die Verführung unter dem Mantel der Dienstfertigkeit sich an die unerfahrenen Geschöpfe macht. Manches hat von dort aus den Weg ins Unglück und in das Laster gefunden und ist an Leib und Seele zugrunde gegangen. Der verderbenden Sünde stellt der Verein die sogen. Bahnmission entgegen. In den Waggons und den Bahnhöfen sind Plakate angebracht mit den Adressen, an welche sich das Mädchen in der fremden Stadt um Auskunft und Unterkunft wenden kann. Ihm selbst ist ein sogen. Führer in die Hand gegeben mit dem Verzeichnis der Werk- und Vertrauenspersonen. An den grössern Bahnhöfen sind eine oder mehrere Damen beauftragt, den reisenden Mädchen behilflich zu sein. Ihre Wirksamkeit bezeichnet man als Bahnhofmission. Sie nehmen die junge Reisende in Empfang und führen sie an ihren Bestimmungsort. Ist sie eine Durchreisende, so bieten sie die Dienste an in den Wartsälen, am Schalter, beim Einsteigen usw. und führen sie in ein katholisches Heim, wo sie in Sicherheit die Nacht zubringen kann. Der schweizerische Mädchenschutzverein unterhält die Bahnhofmission in Basel, Luzern, Zürich, Rorschach und Chiasso. Die Dienste derselben nahmen in Anspruch in den Jahren 1903—1906 auf dem bad. Bahnhof in Basel 7050 Mädchen, auf dem Bahnhof in Zürich in zwei Jahren 6000, auf dem in Luzern ca. 2000. Ist die Bahnhofmission nicht eingerichtet, so wird der Verein oder die Vertrauensperson der Heimat des Mädchens an den Verein des Ankunftsortes schreiben und dieser wird auf den betreffenden Zug eine ge-

wandte Person schicken, welche dem ankommenden Mädchen den gewöhnlichen Dienst der Bahnhofmission leistet.

Vielerorts hat der Mädchenschutzverein Heime für Mädchen eröffnet. Dieselben dienen gewöhnlich einem vierfachen Zwecke. Sie bieten den durchreisenden Mädchen eine Herberge, den Stellenlosen ein Zufluchtshaus für die gefährliche Zeit der Arbeitslosigkeit, ein Kosthaus für Mädchen, welche bei ihren Arbeitgebern und Eltern keine Heimstätte haben und endlich ein Heim, in welchem sich an den Sonntagen die Mädchen und Angestellten zu einer belehrenden und unterhaltenden Stunde zusammenfinden. Unterkunft in solchen Häusern wird gewöhnlich nicht kostenlos gewährt, sondern gegen eine angemessene Entschädigung, es erheischt das die finanzielle Lage dieser Unternehmungen, welche selten über Fonds zu verfügen haben und das pädagogische Interesse der jungen Mädchen, die Eigenkraft soll damit in ihnen gefördert und geweckt werden. Die Heime sind ein Mittelding. Sie sind keine Pensionate, verlangen ein viel grösseres Mass Freiheit für die Zugehörigen. Pensionatsordnung ertragen selbsterwerbende junge Leute nicht. Sie sind keine blossen Kosthäuser, worin das kalte Vertragsrecht herrscht. Sie sind ein Ersatz für das verlassene Heim der Familie. Der Geist, die heimelige Lebensart muss die Mädchen an das Haus und seine Ordnung binden, nicht ein schroffes Reglement. Die Leitung derartiger Anstalten stellt an das Personal grosse erzieherische Anforderungen, Menschenkenntnis und Lebenserfahrung, Weitblick und Festigkeit, und vor allem ein Herz voll Seeleneifer. Dass die Kongregationen sich der schweren Aufgabe gewachsen zeigen, muss jeder Kenner der Verhältnisse zugestehen. Ueber die Arbeit der schweizer. Heime enthält der Jahresbericht des Vereins vom letzten Jahre folgende Angaben: Es haben Durchreisende aufgenommen: Basel 500, Bern 43, Freiburg 150, durchschnittlich 20 Pensionärinnen, Neuenburg 17, Luzern 2000 und durchschnittlich 50 Pensionärinnen, Davos 102, Lausanne durchschnittlich 16 Pensionärinnen, und Zürich 610. — Ein Fonds für ein Heim für gefallene Mädchen ist angelegt und ist ein solches vom Staate Freiburg unter Mitwirkung des Mädchenschutzvereins in diesem Herbst eröffnet worden.

Den beklagenswerten Uebelständen des häufigen Stellenwechsels und der Vergnügungssucht unter der Dienstboten- und Arbeiterinnenwelt wirksam zu begegnen, hat der Mädchenschutzverein die Diplomierung und die Sparkassen eingeführt. Jede Angestellte, welche ununterbrochen fünf Jahre bei derselben Herrschaft gedient, erhält ein Diplom, bei zehnjähriger Dienstzeit eine Broche. Man muss solchen Festanlässen beigewohnt haben, um zu sehen, wie tiefen Eindruck und wie grossen Ansporn zu treuem Dienste dadurch ausgeübt wird. Die Sparvereine zielen namentlich dahin, den Dienstboten und Arbeiterinnen Gelegenheit zu geben, kleine Beträge zinstragend anlegen zu können. Dadurch wird der Sinn für die geringe Gabe, für den Kreuzer geweckt und der Weg zum grossen, zum Gulden gebahnt.

Andere Zeiten, andere Wege. Elisabeths Zeit schuf zum Schutze der Schwachen das Rittertum, die moderne Zeit den Mädchenschutzverein. Die Schale hat gewechselt,

der Kern ist geblieben. Idee und Bedeutung des modernen Rittertums, der Mädchenschutzvereine, hat Bischof Egger sel. in einer Ansprache auf der Generalversammlung von St. Gallen in die Worte gefasst: „Christus nennt sich selber den Guten Hirten und alle von ihm Erlösten sind seine Schafe. In diesen Schafen ist der besondere Gegenstand seiner Hirtensorge ihre unsterbliche Seele, welche er so sehr liebt, so teuer erkauft hat, und um jeden Preis retten will. Wenn er auch alle seine Schafe liebt, so kümmert sich doch sein Herz besonders um die verlorne Schafe und wenn möglich noch mehr um jene, welche noch gut, aber in Gefahr sind, verloren zu gehen. Daraus ergeben sich auch seine Gesinnungen gegen die Schützlinge Ihres Vereins. Es handelt sich in der Regel um noch unverdorrene, arglose Seelen, aber auch um unerfahrene und schwache Geschöpfe, um Schafe der Herde Christi, die durch ihr Geschick mitten in die Welt hinausgeworfen werden, wo reissende Wölfe in Schafskleidern auf sie warten.

Der Gute Hirte will sie gerettet wissen, er will ihnen nachgehen in denen, welchen er sein Hirtenamt übertragen hat, in der Kirche und ihren Dienern.

Aber zu allen Zeiten hat das ordentliche Hirtenamt für spezielle Bedürfnisse auch besondere Hilfskräfte notwendig gehabt und auch erhalten, bald in einem bestimmten Orden, in gewissen Anstalten und Einrichtungen oder in Vereinen. Die Kirche ist von jeher an solchen Schöpfungen überaus fruchtbar gewesen und hat jedem neuen Uebel gegenüber auch ein neues Gegenmittel geschaffen. So hat sie gegenüber der grossen Gefahr, welche die jungen Mädchen bedroht, und welcher die ordentliche Seelsorge allein nicht zu begegnen vermag, Ihren Verein zu Hilfe gerufen, damit, was wenige nicht vermögen, durch das Zusammenwirken vieler ausgeführt werde. Ihr Verein reiht sich darum an die lange Reihe von Schöpfungen, welche Christus und die Kirche ins Leben riefen, indem sie gegenüber neuen Bedürfnissen und Gefahren die freiwillige Mit Hilfe der Gläubigen in Anspruch nahmen, und was Sie in Ihrem Verein tun, das tun Sie im Dienste des Guten Hirten.“

Meier Wilh., Subregens.



Zur Geschichte und Bedeutung des III. Ordens.

1.

Selten hat ein Heiliger seine Zeit zu einer solchen enthusiastischen Begeisterung hingerissen wie St. Franziskus von Assisi. Wir kennen die politischen und sozialen Zustände Italiens in jener Zeit. Dante hat sie uns mit Meisterhand geschildert im Purgatorio VI. 76, wenn er sagt:

„Weh dir Italien, Sklavin, Haus des Jammers,
Schiff ohne Steuermann im grossen Sturme,

Such Jammervolle ringsum an den Küsten
All' deiner Meere, und schau dir in das Innere,
Ob eine Stätte in dir sich freut des Friedens.“

In diese blutige, durch Parteikämpfe zerrissene Welt tritt Franziskus, er hat nur einen Gedanken, nur einen Ruf, nur ein Ideal: „Friede, religiöser und sozialer Friede“. Die Maler haben wohl getan, St. Franziskus mit dem Lamme abzubilden; das ist sein Bild, sein wahres Bild. Sagt er doch selbst in einem seiner Gedichte:

„Un arbore d'amore con gran frutto
In cor plantato me da pascimento.“

Diesen „Liebesbaum“ pflanzte er in die Herzen der Völker und im Laufe der Jahrhunderte trug er reiche Früchte. Er erneuerte den innern Menschen, den innern Geist der menschlichen Gesellschaft, das Leben der Seele, von wo alles ein höheres Sein und einen heiligen Impuls empfing. Das Volk verstund den Heiligen, es erfasste seinen Geist, der dasselbe emporriss aus dem Verderben der Zeit und es mit Begeisterung für die übernatürlichen Güter erfüllte. Franziskus ward ihm nicht bloss der Minnesänger der Gottesliebe, sondern auch der Retter der Seelen, der Brautführer zu einer andern ewigen Heimat. Es erkannte seine ganze religiöse und soziale Bedeutung und konnte sehen, wie er mächtig, halb Kind, halb Riese, ins Rad seiner Zeit griff. Sein Leben, das so recht ein tiefer und zarter Hauch der Poesie umweht, ist nichts anderes als eine Art Inkarnation des Mittelalters, mit seiner religiösen Innigkeit, seinem Tatendrang, seinem blühenden Glaubensleben und seiner sinnigen Naturbetrachtung, die uns die herrlichsten Blüten der christlichen Lyrik geschenkt hat. Franziskus' mystische Liebe zum Heiland, seine begeisterte Liebe zur Armut, die ihn ihr Troubadour werden liess, hat Tausende und Tausende begeistert, seine schöne Seele hat sie gefesselt. Selbst solche, die unserm Glauben und religiösen Empfinden ferne stehen, schauen mit Rührung und Begeisterung auf sein Bild und können ihm ihre Hochachtung nicht versagen, da ihnen in ihm eine ideale Menschengrösse und eine seltene Harmonie des Charakterlebens entgegentritt. Es war deshalb begreiflich, dass ganze Volksscharen für Franziskus begeistert wurden, seine Predigten zogen sie hin, die Welt und alles zu verlassen, und ganze Dörfer, Männer und Frauen, selbst zarte Kinder, wollen sich in seine Heerschar einreihen lassen. Seine Erscheinung, sein Leben, seine Armut hatten sie elektrisiert, denn Franziskus kannte das grösste psychologische Geheimnis, die Seelen für den Höchsten zu entflammen. Bei jedem Schritt traf er auf eine Reihe von Ehemännern, die Weib und Kinder verlassen wollten, um sich ihm anzuschliessen, auf Frauen, bereit, ihre Gattin- und Mutterpflichten aufzugeben, um sich in Klöster einzuschliessen und unter der Führung der hl. Clara seine Schülerinnen zu werden. Der Bettler von Assisi hatte eine totale Umwälzung der gesellschaftlichen und Privatverhältnisse hervorgerufen. Da ihm auf diese Weise nur die peinliche Wahl blieb, entweder diese Keime zum Guten, die sich überall entwickelten, zu ersticken, oder eine Auf-

lehnung gegen die Bande, die Gott selbst geknüpft hatte, zu begünstigen, so verfiel er auf einen Mittelweg, er versprach den Weltleuten, der Menge, die sich darnach sehnte, eine besondere Lebensregel, er wollte das Kloster in die Welt verpflanzen.

Die ersten Ansätze des dritten Ordens finden wir in Florenz, denn dort gründete er Männer- und Frauenkongregationen, an deren Spitze er Vorsteher stellte. Selbstheiligung und Uebung der christlichen Charitas, das waren die ersten Lebenszwecke dieser Vereinigungen. Von Florenz kam Franziskus nach Poggibonzi in Toskana, wo der Kaufmann Luchesius und seine Frau Bonadonna ihn gastfreundlich aufnahmen. Luchesius bat ihn, dass er ihnen den Weg zur christlichen Vollkommenheit zeige. Der Heilige erwiderte: „Ich habe seit geraumer Zeit daran gedacht, dass ich einen dritten Orden stiften wolle, worin auch Verheiratete Gott treu und vollkommen dienen können.“ Er gab ihnen nun mündlich die Regel des dritten Ordens und nahm sie in denselben auf. Franziskus teilte diese Regel überall mündlich mit und nahm auch die Kongregationen von Florenz in den neuen Orden auf. Im Jahre 1221 schrieb er dann die Regel „der Büssenden vom dritten Orden“. Honorius III. und Gregor IX. approbierten dieselbe mündlich und begünstigten die neue religiöse Bewegung durch eine ganze Reihe von Ablässen und Privilegien. Papst Nikolaus IV. approbierte sie im Jahre 1289 mündlich und schriftlich und gab ihr eine Reihe zeitgemässer Erweiterungen.

Wie ein Bergstrom, der segensbringend durch die Fluren rauscht, wenn er einmal die ersten Fesseln gesprengt, verbreitete sich der dritte Orden. Frankreich und Spanien sahen und erkannten seinen heilsamen Einfluss. Es war eine gewaltige Organisation von Männern und Frauen jeden Standes, von Gelehrten und Künstlern, Priestern und Staatsmännern, die den Geist des hl. Franziskus durch die Länder trugen und zur Treue und begeisterten Liebe zur Kirche mahnten. Kaiser Friedrich klagte deshalb öffentlich, dieser Orden verhindere ihn, seine Pläne gegen das Papsttum auszuführen. Peter de Vineis, sein Kanzler, sagt in seinen Briefen voll Bitterkeit, es scheine, dass die ganze Welt in diesen Orden eingetreten sei.

Im gleichen Jahre, wo Franziskus die Regel des dritten Ordens schrieb, siedelten sich die ersten Franziskaner in Deutschland an. Nirgends aber fanden sie mehr Entgegenkommen, als in den Landen der jungen, frommen Landgräfin von Thüringen. Die heilige Fürstin bewies ihnen auf jede Weise ihre Achtung und ihr Wohlwollen. Damals wählte sie sich zu ihrem Beichtvater einen Franziskaner, einen jener Deutschen, die zuerst das Kleid des Armen von Assisi genommen, den Bruder Roderger, ein Mann, ausgezeichnet durch sein Leben und seine Heiligkeit. Was sie durch diesen über Franziskus vernahm, begeisterte ihr Herz für den grossen Patriarchen der Armut, und als Elisabeth von seiner Gründung des dritten Ordens hörte, da kannte sie nur noch einen Wunsch, ebenfalls in diesen einzutreten. Demütig erbat sie sich von ihrem Gemahl die Erlaubnis und hielt dann um die Aufnahme an, die ihr auch sofort gewährt wurde.



SANCTISSIMI DOMINI NOSTRI
PII
DIVINA PROVIDENTIA
PAPAE X
DE SENTENTIIS PONTIFICALIS CONSILII
REI BIBLICAE PROVEHENDAE PRAEPOSITI
AC DE CENSURIS ET POENIS
IN EOS QVI PRAESCRIPTA
ADVERSUS MODERNISTARVM ERRORES
NEGLEXERINT
MOTV PROPRIO

Praestantia Scripturae Sacrae enarrata, eiusque commendato studio, Litteris Encyclicis *Providentissimus Deus*, datis XIV Calendas decembris a. MDCCCLXXXIII, Leo XIII, Noster immortalis memoriae Decessor, leges descripsit quibus Sacrorum Bibliorum studia ratione proba regerentur; Librisque divinis contra errores calumniasque Rationalistarum assertis, simul et ab opinionibus vindicavit falsae doctrinae, quae *critica sublimior* audit; quas quidem opiniones nihil esse aliud palam est, nisi *Rationalismi commenta*, quemadmodum sapientissime scribebat Pontifex, *e philologia et finitimis disciplinis detorta*.

Ingravescenti autem in dies periculo prospecturus, quod inconsultarum deviarumque sententiarum propagatione parabatur, Litteris Apostolicis *Vigilantiae studii*que memores, tertio calendas novembres a. MDCCCXII datis, Decessor idem Noster Pontificale Consilium seu *Commissionem* de re Biblica condidit, aliquot doctrina et prudentia claros S. R. E. Cardinales complexam, quibus, Consultorum nomine, complures e sacro ordine adiecti sunt viri, e doctis scientia theologiae Bibliorumque Sacrorum delecti, natione varii, studiorum exegetiarumque methodo atque opinamenti dissimiles. Scilicet id commodum Pontifex aptissimum studiis et aetati, animo spectabat, fieri in Consilio locum sententiis qui-

busvis libertate omnimoda proponendis, expendendis disceptandisque; neque ante, secundum eas Litteras, certa aliqua in sententia debere Purpuratos Patres consistere, quam quum cognita prius et in utramque partem examinata rerum argumenta forent, nihilque esset posthabitu, quod posset clarissimo collocare in lumine verum sincerumque propositarum de re Biblica quaestionum statum: hoc demum emenso cursu, debere sententias Pontifici Summo subiici probandas, ac deinde pervulgari.

Post diuturna rerum iudicia consultationesque diligentissimas, quaedam feliciter a Pontificio de re Biblica Consilio emissae sententiae sunt, provehendis germane biblicis studiis, iisdemque certa norma dirigendis perutiles. At vero minime deesse conspicimus qui, plus nimio ad opiniones methodosque proni perniciosi novitatibus affectas, studioque praeter modum abrepti falsae libertatis, quae sane est licentia intemperans, probatque se in doctrinis sacris equidem insidiosissimam maximorumque malorum contra fidei puritatem fecundam, non eo, quo par est, obsequio sententias eiusmodi quamquam a Pontifice probatas, exceperint aut excipiant.

Quapropter declarandum illud praecipendumque videmus, quemadmodum declaramus in praesens expresseque praecipimus, universos omnes conscientiae ob-

stringi officio sententiis Pontificalis Consilii de re Biblica, ad doctrinam pertinentibus, sive quae adhuc sunt emissae sive quae posthac edentur, perinde ac Decretis Sacrarum Congregationum a Pontifice probatis, se subiiciendi; nec posse notam tum detrectatae obedientiae tum temeritatis devitare aut culpa propterea vacare gravi quotquot verbis scriptisve sententias has tales impugnent; idque praeter scandalum, quo offendant, ceteraque quibus in causa esse coram Deo possint, aliis, ut plurimum, temere in his errateque pronunciatis.

Ad haec, audentiores quotidie spiritus complurium modernistarum repressuri, qui sophismatis artificisue omne genus vim efficacitatemque nituntur adimere non Decreto solum *Lamentabili sane exitu*, quod v nonas Iulias anni vertentis S. R. et U. Inquisitio, Nobis iubentibus, edidit, verum etiam Litteris Encyclicis Nostris *Pascendi Dominici gregis*, datis die VIII mensis Septembris istius eiusdem anni, Auctoritate Nostra Apostolica iteramus confirmamusque tum *Decretum* illud Congregationis Sacrae Supremae tum *Litteras* eas Nostras *Encyclicas*, addita *excommunicationis* poena adversus contradictores; illudque declaramus ac decernimus, si quis, quod Deus avertat, eo audaciae progrediatur ut quamlibet e propositionibus, opinionibus doctrinisque in alterutro documento, quod supra diximus, improbatu tueatur, censura ipso facto plecti Capite *Docentes* Constitutionis *Apostolicae Sedis* irrogata, quae prima est in excommunicationibus latae sententiae Romano Pontifici simpliciter reservatis. Haec autem excommunicatio salvis poenis est intelligenda, in quas, qui contra memorata documenta quidpiam commiserint, possint,

uti propagatores defensoresque haeresum, incurrere, si quando eorum propositiones, opiniones doctrinaeve haereticae sint, quod guidem de utriusque illius documenti adversariis plus semel usuvenit, tum vero maxime quum modernistarum errores, id est *omnium haereseon collectum* propugnant.

His constitutis, Ordinariis dioecesum et Moderatoribus Religiosarum Consociationum denuo vehementerque commendamus, velint pervigiles in magistros esse, Seminariorum in primis; repertosque erroribus modernistarum imbutos, novarum nocentiumque rerum studiosos, aut minus ad praescripta Sedis Apostolicae, utcumque edita, dociles, magisterio prorsus interdiciant: a sacris item ordinibus adolescentes excludant qui vel minimum dubitationis iniiciant doctrinas se consecrari damnatas novitatesque maleficas. Simul hortamur, observare studiose ne cessent libros aliaque scripta, nimium quidem percrebrescentia, quae opiniones proclivitatesque gerant tales, ut improbatis per Encyclicas Litteras Decretumque supra dicta consentiant: ea summovenda curent ex officinis librariis catholicis multoque magis e studiosae inventutis Clerique manibus. Id si sollerter accuraverint, verae etiam solidaeque favorint institutioni mentium, in qua maxime debet sacrorum Praesulum sollicitudo versari.

Haec Nos universa rata et firma consistere auctoritate Nostra volumus et iubemus, contrariis non obstantibus quibuscumque.

Datum Romae apud Sanctum Petrum, die XVIII mensis Novembris a. MDCCCXVII, Pontificatus Nostri quinto.

PIVS PP. X.



Das geschah im Jahre 1221. — Die heilige Elisabeth war somit die erste, welche sich in Deutschland dem dritten Orden anschloss. Sie ist die Mutter des dritten Ordens in Deutschland geworden und seit dem Tage, wo sie sich mit dem Kleide des hl. Franziskus schmückte, sind ihr nicht bloss Millionen in treuer, begeisterter Verehrung nachgefolgt auf jenen Pfaden, die zum Himmel führen, sondern sie haben auch zu ihrem seltenen Lebensbilde, das voll heiliger Idealität immer noch am Himmel der Heiligen leuchtet, emporgeblickt.

Bald erfuhr Franziskus, welch' treue, heilige Schülerin er erhalten, und von dieser Stunde an stund er auch mit ihr in Briefwechsel. Auf Betreiben des Kardinals Hugolino, des spätern Papstes Gregor IX., der Franziskus und Elisabeth in die Reihen der Heiligen aufnahm, spendete der Heilige Elisabeth als Zeichen der Liebe und Verehrung seinen Mantel. Die Heilige bewahrte dieses kostbare Kleinod mit besonderer Verehrung und selbst, als sie auf alles in dieser Welt verzichtet hatte, verzichtete sie nicht auf dieses kostbare Kleinod.

Das Beispiel der hl. Elisabeth hat aber gerade unter den höchsten Kreisen während Jahrhunderten für den dritten Orden und seine Sache mit einem wunderbaren Segen gewirkt. An den Höfen der Könige und Kaiser, wie in der stillen Werkstatt des Handwerkers zählte der dritte Orden seine Vertreter. Aus fürstlichen Geschlechtern allein können gegen 140 gekrönte Häupter namhaft gemacht werden, welche einst das Kleid der Busse trugen. Darunter die Kaiser: Rudolf von Habsburg, Karl V., Leopold I.; die Könige: Ludwig VIII., der hl. Ludwig IX., Bela IV. und Karl I. von Ungarn, der hl. Ferdinand und Philipp III. von Spanien, Sancho II. von Portugal, Heinrich von Dänemark und Kasimir IV. von Polen usw. Unter den Fürstinnen hat die hl. Elisabeth bis zu Königin Maria von Bayern (gest. 1889) fast unzählige von Nachfolgerinnen gefunden, die mit Begeisterung und Vertrauen zu ihr, der Patronin des dritten Ordens, emporblickten. Die ehrwürdige Reihe der Päpste zählt nicht

weniger als sieben Tertiärer. Die Zahl der Kardinäle und Bischöfe, welche das Kleid des hl. Franziskus getragen, lässt sich gar nicht bestimmen. So schön hat einst Kardinal Trejo geschrieben: „Sie loben mich, dass ich mit dem Purpur des Kardinals bekleidet, auch das Ordenskleid des hl. Vaters Franziskus angezogen habe und die Profess auf seine Regel abgelegt. Sollte ich mich denn nicht diesem heiligen Orden weihen, dem ich alles verdanke, was ich bin und was ich habe? Und verdient denn der Gürtel des hl. Franziskus nicht, dass er selbst königlichen Purpur umgibt?.. Ist denn das arme Kleid des hl. Franziskus nicht wahrer Purpur, um selbst die Würde der Kardinäle und Könige noch zu erhöhen? Fürwahr, es ist ein Purpurgewand, getaucht ins Blut Jesu Christi, das aus den Wunden seines Dieners geflossen ist; es verleiht eine königliche Würde allen denen, die es tragen. . . Was habe ich also getan, indem ich mich mit diesem königlichen Habite bekleidete? Ich habe nur den Purpur zum Purpur gefügt, den des Königstums zu dem des Kardinalates.“

Dante, Kolumbus, Raphael und Michelangelo waren begeisterte Tertiärer des hl. Franziskus. Mit Recht konnte ein Geschichtschreiber sagen, dass fünf Jahre nach der Gründung des dritten Ordens auch schon ganz Italien demselben angehörte. Im Jahre 1689 zählte man allein in Madrid 25,000 Tertiärer. Die

neue Institution des hl. Franziskus verliess Europa, sie überschritt Meere und verbreitete sich in alle überseeischen und neu entdeckten Länder: nach Amerika, Indien und selbst bis nach Japan. In Westindien zählte man im Jahre 1668 gegen 118,000 Tertiärer.

Von der innern, regenerierenden Lebenskraft des dritten Ordens zeugen seine Heiligen und Seligen, deren er 86 zählt. Gewiss eine bedeutende Zahl, wenn wir überdies bedenken, dass die, welche nicht kanonisiert wurden, aber doch im Rufe der Heiligkeit gestorben sind, in die Tausende gehen. Seit der Enzyklika Leo XIII. vom 17. September 1882 hat der dritte Orden in allen Ländern der Welt einen neuen begeisterten Aufschwung genommen.



Das Rosenwunder.

Fresko von Moritz von Schwind in der Wartburg.

Aus „Schwind. Des Meisters Werk in 1265 Abbildungen“. Verlag der Deutschen Verlagsanstalt in Stuttgart.

2.

Die Institution des dritten Ordens hat etwas wunderbares an sich und gewiss hat der hl. Franziskus in der Einfalt seines Herzens bei dessen Gründung seine religiöse und soziale Tragweite für alle Jahrhunderte, nicht geahnt. Sie war aber auch in der Tat unübersehbar und selbst uns, nachdem wir die Erfahrungen der Geschichte haben, ist es schwer, seine ganze Bedeutung und Tragweite zu überblicken. Es war eben ein gewaltiger sozialer Gedanke, den Franziskus verkörpern wollte, und den wir in der ganzen christlichen Gesellschaftslehre sonst nicht mehr finden: er wollte jedes Haus zu einem Kloster machen, den Palast des Grossen dieser Erde zur Zelle in der Welt, er wollte das innerste Leben und Wesen des Mönchtums in die Welt hinaustragen, seine Liebe und sein Friede, seine Barmherzigkeit, seine gottbegeisterte Gottes- und Nächstenliebe, aber auch die Blüte und das Grösste von allem, die von Gott gewollte, standesmässige Keuschheit. Die ganze sozial-politische Bedeutung des dritten Ordens wurde deshalb auch sofort vom Volke erkannt, denn es wusste, dass er seine Freiheit und seine Rechte schützte, und dass er ein gewaltiger Machtfaktor geworden gegenüber den Rechtsverletzungen der Grossen. Deshalb muss selbst Hase in seiner Biographie des hl. Franziskus gestehen: „Es liegt im dritten Orden etwas von der Zukunft des dritten Standes, selbst darin, dass der Orden ein Unterschied der Stände nicht kennt.“ Gregor IX. hat ihn deshalb nicht umsonst „die neuen Machabäer“ genannt. Wer das Wesen, das innere Leben des dritten Ordens kennt und nicht bloss von den Vorurteilen zehrt, die heute noch immer gegen ihn herrschen, der wird leicht erkennen, dass auch ihm heute noch eine gewaltige Bedeutung zukommt. Die Katholiken aller Länder gehen immer mehr daran, Vereine zu gründen, eine gewaltige Organisation zu schaffen, die mit geistigen Waffen und speziell mit der Macht der Rede für die Freiheit der Kirche, ihre Interessen und ihre Rechte kämpfen. Es ist ein grosses Verdienst Leo XIII., hier die herrschenden Vorurteile gebrochen und auch den katholischen Vereinen die Bahnen geöffnet zu haben, die sie im religiösen wie sozial-politischen Leben wandeln sollen. Er hat ihnen den Stempel der Rechtmässigkeit und der Berechtigung aufgedrückt, eine Tat, welche die Völker dem sozialen Papste nie vergessen werden. Doch die Gefahren des heutigen Vereinslebens dürfen nicht unterschätzt werden und die Gefahren sind da, wenn nicht der echte, christliche Geist sie beseelt, wenn diese Vereine nicht dazu beitragen, auch dem innern Menschen und seinen Seelenbedürfnissen etwas zu bieten. Mag auch die Klugheit des Fleisches und unsere Intelligenz einen spontanen Vorteil erringen, es liegt kein Segen und keine Dauer darin, weil der innere Geist fehlt.

Die Gefahr der Veräusserlichung und Verweltlichung liegt deshalb nahe, wobei wir nur zu leicht vergessen, dass, wer für Heiliges kämpft für Hohes und Edles, auch innerlich Schritt halten muss.

Das ist die Gefahr, dass wir uns suchen, statt die Sache Gottes. Deshalb weichen wir oft mutlos zurück, wo es heisst, Opfer bringen und wissen unsern feigen Schritt nur zu leicht mit Konvenienzgründen zu entschul-

digen. Die Geschichte Frankreichs und Italiens in bezug auf das katholische Vereinsleben hat es uns in den letzten Jahren zur Genüge gezeigt, dass eine Organisation in den Vereinen nur fruchtbringend sein kann, wenn der innere Geist mit dem äussern Wirken Schritt hält. Es ist deshalb gerade das psychologisch grosse und gewaltige Moment, das der heilige Franziskus seinem dritten Orden gab, dass er zuerst die Erneuerung des innern Menschen will, bevor derselbe äusserlich wirkt. In den Tugenden, die der dritte Orden besonders pflegen soll, liegt deshalb auch seine ungeheure Macht und seine ganze Bedeutung.

Das hat Leo XIII. mit seinem Scharfblick nur zu gut erkannt, deshalb wollte er, dass die katholische Welt den dritten Orden nicht bloss wieder kennen lerne, sondern, dass sie vor allem auch ihm angehöre. Er hat die Konturen seiner Bedeutung für die heutige Zeit und die moderne Gesellschaft scharf und bestimmt gezeichnet, wenn er in seiner Enzyklika vom 17. September 1882 schreibt: „Weil der Geist des heiligen Franziskus durchaus und in besonderer Weise der Geist des Christentums ist, darum ist er für alle Orte und Zeiten geeignet, und Niemand mag bezweifeln, dass seine Satzungen auch für unsere Zeit höchst segensvoll sind, und dies umso mehr, als ihr Charakter mit jenem Jahrhundert in verschiedener Beziehung Ähnlichkeit hat. Wie im zwölften Jahrhundert, so ist auch in der Gegenwart die Liebe vielfach erkaltet und das christliche Leben teils aus Unwissenheit, teils aus Nachlässigkeit nicht im geringen Verfall. In gleichen Gesinnungen und Bestrebungen bringen die meisten ihr Leben zu, in der Sucht nach irdischen Gütern, in der hastigen Jagd nach Genuss. Dem Wohlleben ganz ergeben, verschleudern sie das Ihrige und suchen fremdes Gut sich anzueignen; sie reden viel von der Gleichheit aller Menschen, doch es sind nur Worte wobei die Taten fehlen; voll von Selbstsucht wird die echte Liebe gegen die Armen und Dürftigen immer seltener. Damals beunruhigte der versteckte Irrtum der Albigenser die bürgerliche Gesellschaft ebenso wie die Kirche; gegen diese hatte er die Menge aufgestachelt und einer Art von Sozialismus den Weg gebahnt. Heutzutage sind in ähnlicher Weise die Lehrer des Naturalismus aufgetreten. Hartnäckig verweigern diese der Kirche den Gehorsam, und folgerichtig, allmählich weiterschreitend erkennen sie auch die bürgerliche Gewalt nicht mehr an; sie versuchen es, das Volk durch Gewalttat und Aufruhr aufzustacheln, wollen eine neue Verteilung der Ländereien, schmeicheln den Lüsten der Besitzlosen und untergraben die Fundamente des häuslichen und öffentlichen Lebens.“

Im Hinblick auf diese so vielen und grossen Uebelstände müsst ihr erkennen, ehrw. Brüder, dass wir mit gutem Grund von den Stiftungen des hl. Franziskus Abhilfe erwarten können, wenn diese im Geiste ihres Begründers erneuert werden.

Wenn diese blühen, dann müssten auch Glaube, Frömmigkeit, das christliche Tugendleben aufblühen, müssten nachlassen die so masslose Gier nach dem Vergänglichen, und die Bezaehlung der Leidenschaft durch die Tugend, was den meisten eine so grosse und unerträg-

liche Last dünkt, würde nicht mehr so abschreckend erscheinen. Geeint durch das Band der brüderlichen Liebe würden die Menschen sich untereinander gern haben und den Armen und Unglücklichen, die das Ebenbild Christi sind, Ehrfurcht erweisen.

Auch die soziale Frage, welche die einsichtsvollen Staatsmänner so viel beschäftigt, findet ihre Lösung, wenn die Ueberzeugung allgemein geworden, dass die Armut keine Schande sei, dass der Reiche barmherzig und mildtätig, der Arme mit seinem Los und seiner Arbeit zufrieden sein soll und da beide nicht für den Genuss dieser vergänglichen Güter bestimmt sind, der eine durch Geduld, der andere durch Freigebigkeit in den Himmel kommen soll.

Darum war es schon lang unser sehulichster Wunsch, dass ein jeglicher strebe, den hl. Franziskus nachzuahmen. Schon vor dem haben wir dem Franziskanerorden unsere besondere Fürsorge gewidmet; nun aber durch Gottes Barmherzigkeit zum höchsten Hirtenamt berufen, da jetzt die günstige Gelegenheit sich bietet, ermahnen wir alle Christen in dieses Kriegsheer einzutreten. Es sind schon viele allüberall und jeden Geschlechtes, die freudigen Mutes den Fusstapfen des seraphischen Vaters folgen. Wir loben ihre Bestrebungen und billigen sie vollständig, wünschen aber, dass durch eure Bemühungen, ehrw. Brüder, immer mehr und mehr Nachfolger sich finden“. Bestimmter und zielbewusster kann man die universale Bedeutung des dritten Ordens gar nicht erfassen als dies Leo XIII. getan hat. Seine diesbezügliche Enzyklika ist deshalb ein Markstein in der sozialen Bewegung der Gegenwart. Selten einer hat die Grundsätze des modernen Lebens, sein ganzes gesellschaftliches Innenleben so scharf studiert und beobachtet wie der berühmte Leplay, er ist wohl der schärfste aber auch gerechteste Kritiker der heutigen sozialen Zustände. Als dieser Beobachter „der Arbeiter zweier Welten“ die Folgerungen seiner langjährigen Forschungen über „Die gesellschaftliche Umformung“ klarlegen wollte, da war sein letztes Wort: „Will die Welt den Frieden bewahren, so folge sie den zehn Geboten! Hat die Welt den Frieden verloren, so kehre sie wieder zu den zehn Geboten Gottes zurück.“ Der dritte Orden aber ist nichts anderes, als der grandiose Versuch des hl. Franziskus, der Welt den Frieden durch die Rückkehr zu den zehn Geboten wieder zu geben, denn wenn diese „charta magna“ alles Völkerglückes wieder gehalten wird, dann werden wir auch kaum von grossen Lebensfragen der Gegenwart mehr sprechen müssen, die heute die menschliche Gesellschaft in ihren Grundformen erschüttern wollen. Da ist der dritte Orden, wie Leo XIII. es richtig betont, das wirksame Mittel zum Zweck. Gerade durch denselben will der hl. Franziskus die grössten sozialen Probleme auf eine überraschend einfache Weise lösen. Er hat das zustande gebracht zur Zeit des Mittelalters, er wird es zustande bringen auch im modernen Leben mit seiner raffinierten Hyperkultur. Ein flüchtiger Blick ins moderne Leben, in die heutige Gesellschaft, würde unseres Erachtens hinreichen, auch die letzte beschränkte Ansicht über diese grossartige Institution des Patriarchen von Assisi zu widerlegen. Was bietet denn seit Jahrhunderten immer wieder von neuem den Vorwand für staatliche Umwälzungen? Worauf gründen sich

die Klagen der Sozialdemokratie, die sie durch ganze Legionen Unzufriedener vorbringen lässt, und was ist schuld an ihrer, wie sie glauben, berechtigten Kritik, an der modernen Gesellschaft? Es ist immer das alte Klage lied, das hie und da nur eine neue Fassung erhält und einen neuen Reim; es ist die Unzufriedenheit, dass die Gesellschaftsordnung des Christentums Arme und Reiche kennt. Es ist nichts anderes als die Ungleichheit der Stände, die nun einmal nach der von Gott gewollten und sanktionierten Gesellschaftsordnung gerechtfertigt ist. Da trägt der hl. Franziskus den Geist des Christentums in die zerrissenen Massen, er schlägt durch seinen Orden, die soziale Brücke und will, dass die Reichen sich einer christlichen Auffassung ihres Standes befleissigen. Die Besitzlosen lehrt er die Armut lieben, er öffnet ihnen in weitausschauender Perspektive die Verheissungen eines andern Lebens, und dass das Leben hienieden nur am Masstab der Ewigkeit gemessen werden darf. Den Reichen aber sagt er wohl das grösste soziale Wort, dass sie nur Verwalter und nicht Herren ihrer Güter seien und sie die Pflicht hätten, die schon im Wesen des Christentums begründet sei, dass sie eine weise Benützung des Reichtums machen und ihn durch Enthalt samkeit und Liebeswerke heiligen. Franziskus bringt durch seinen dritten Orden die christliche Gesellschaftslehre wieder zu ihrem Rechte. Das war deshalb auch das Geheimnis des segensreichen Wirkens dieses Ordens schon in seinem Anfange, und das erklärt uns die Tatsache, dass er zur Erneuerung der christlichen Gesellschaft zur Zeit seines Gründers so vieles beigetragen hat. Hätte Franziskus nur diese eine Institution der Menschheit gegeben, er wäre ihr unsterblicher Wohltäter geworden, denn er ist es, der durch dieselbe die Menschheit zur wahren christlichen Demokratie führt. Wir brauchten nur auf das hinzuweisen, und wir hätten genug gesagt über die zeitgemässe Bedeutung des dritten Ordens für unser ganzes modernes Leben mit allen seinen Licht- und Schattenseiten. Es wird Leo XIII. niemand eine tiefgründige Kenntnis unserer Zeit absprechen wollen, er sagt aber: „O, der dritte Orden! Ihr wisst, wie sehr ich verlange, dass er sich ausbreite, immer wieder komme ich darauf zurück und spreche davon bei allen Gelegenheiten, weil ich überzeugt bin, dass wir durch den dritten Orden und den Geist des hl. Franziskus die Welt retten werden.“ (12. März 1886.) So oft aber betonte Leo, dass er durch denselben eine Erneuerung der christlichen Welt hoffe. In der Tat trägt der Orden von der Busse auch die Keime in sich, die imstande sind, eine Geisteserneuerung der modernen Gesellschaft durchzuführen und in jeder Hinsicht segensreich für die menschliche Gesellschaft zu wirken.

Luzern.

P. Rufin, O. C.

(Fortsetzung folgt.)



Ein Besuch an der Geburtsstätte der heiligen Elisabeth.

Eine Ferienreise ins Oesterreichische bis nach der Hauptstadt Wien legte diesen Herbst zwei Luzerner Pfarrern den Wunsch nahe, auch Ungarn, speziell Pressburg, der Geburtsstätte der hl. Elisabeth, einen Besuch zu machen, umso mehr, da gerade mit dem laufenden Jahre 700 Jahre seit der Geburt der Heiligen verflossen sind. Wir kamen aber nicht von Wien, sondern von Buda-Pest her nach Pressburg, und das war gut; denn von der Linie Buda-Pest-Galanta-Pressburg aus präsentiert sich die letztere Stadt am schönsten. Es war eine heisse Fahrt, die wir durch die oberungarische Donau-Ebene machten. Was uns Schweizern sie interessant machte, war eben der Umstand, dass unser an den engen Horizont der Berge gewöhntes Auge wieder einmal an einer endlos weiten, an Getreide, Mais und Wein reichen Ebene sich satt sehen konnte. Ortschaften kamen uns selten zu Gesicht und trafen auch bei der Kleinheit der ungarischen Wohnungen nicht besonders hervor, wurden aber hin und wieder aus weiter Ferne durch hochragende, oft zweifürmige Kirchen verraten. Ansehnlicher und wuchtiger als das ungarische Landhaus sind die gewaltigen Strohkörbe, die es an Grösse um das zwei- und dreifache übertreffen. Unsere Bahnlinie führte ferner an Weidenplätzen vorüber, auf denen damals Hunderte von Kühen trüg in der heissen Sonne standen oder zur Siesta sich niedergelegt hatten.

Die mehrstündige Fahrt gab Zeit genug, um geschichtlichen Erinnerungen, die sich an diese Ebene knüpfen, nachzuhängen. Die Donau und die sie begleitende Ebene war vom grauen Altertum her die Strasse, auf welcher die vom Osten her kommenden Völker sich bewegten. Welch eine Wildnis mag diese Gegend noch gewesen sein, als die Quaden, Hunnen, Goten, die Heruler, Markomannen, Longobarden, Avarn und Mongolen nach einander in bunten Scharen oft raubend, mordend und sengend diesem Boden ihre flüchtigen Spuren einprägten, bis endlich von der Wolga her das finnische Kriegsvolk der Ungaren auf ihren kleinen, schnellen Pferden im Sturme über diese Ebene dahin brausten, Mähren eroberten und den Deutschen gerade bei Pressburg eine furchtbare Niederlage beibrachten und sich so zur selbständigen Nation erhoben. Die Deutschen hatten damals solche Angst vor diesem wildtrotzigen Volk, dass sie, wenn aufsteigende Rauchsäulen und die Rufe am Himmel ihre Nähe verkündeten, in die Wälder flohen. Niemand hielt sie mehr zurück, in unbändiger Krieges- und Beutelust durch die Ostmark bis zu den Bayern und Allemannen vorwärts zu stürmen, das Kloster St. Gallen zu plündern und bis nach dem Elsass und nach Lothringen vorzudringen. Erst nachdem die Deutschen sich vom Schrecken erholt und wieder über die Ungarn siegen gelernt hatten, indem sie das ungarische Reitervolk ebenfalls mit Reiterei bekämpften, entschlossen sie sich, in den Donau- und Theissebenen sesshaft sich niederzulassen, wo sie in der Folge von der starken Hand des hl. Königs Stephan dem Heidentum entrissen und unter das sanfte Joch Christi gebeugt wurden und von da an eine geordnete Staatsform pflegten und zu höherer Kultur sich erhoben. Aus dem Fürstengeschlechte des hl. Stephanus entstammte auch als schönste edelste Blüte die hl. Elisabeth.

Solche Gedanken beschäftigten uns, als unsern Augen, die sich allmählig an der Ebene müde gesehen, eine Ueberraschung zuteil wurde. In der Ferne zeigten sich, wie von Duft gewoben, Höhenzüge: das Leithagebirg und rechts davon die kleinen Karpathen und von da, wo diese beiden Gebirge sich berührten, grüsste die Donau herüber, die, über die Ebene her uns näher tretend, den an ihrem linken Ufer vor uns liegenden Schlossberg bespült. Ihn bekronend dehnten sich, scharf vom lichten Abendhimmel sich abhebend, die mächtigen Befestigungswerke der Burg aus, überragt vom Burgpalas, dem einstigen königlichen Schloss, das jetzt als ein gewaltiger viereckiger Steinries mit den vier die Ecken flankierenden Türmen das Wahrzeichen Pressburgs bildet. Am Fusse dieser Burg breitet sich längs des linken Donauufers Pressburg, ungarisch Pozsony, aus. Goldener Abendsonnenschein verklärte Burg und Stadt, als wir einfuhren, eine Flut von Duft und Licht war über die weite Ebene ausgegossen. Es war, als hätte der hier so weit und hell sich wölbende Himmel an diesem Flecken Erde sein besonderes Wohlgefallen.

Pressburg gehört zur zweitgrössten Stadt Ungarns und zählt mit der Garnison zirka 70,000 Einwohner. Infolge ihrer günstigen

Lage, ihres milden Klimas, ihrer guten Luft und ihres ausgezeichneten Trinkwassers wird sie als die gesündeste Stadt des Reiches gepriesen. Sie war lange Zeit Krönungsstadt und Sitz des Primas.

Was uns nun in Pressburg am meisten interessierte, war das Schloss und der Krönungsdom. Zum ersten gelangt man durch Stiegenässchen, ärmliche Hütten zur Seite, zunächst zum untern Schlossstor, einem gewaltigen spätgotischen Quaderbau aus der Zeit des Mathias Corvinus. Durch dieses betreten wir das Innere des Schlossgartens und endlich das Plateau der Schlossruine und finden uns plötzlich vor einem entzückenden Panorama. Ueberaus mächtig erhebt sich vor dem Beschauer das eigentliche, von regelmässigen Fenstern durchbrochene Schloss, das viele wegen seiner charakteristischen viereckigen Form als römisches Bauwerk bezeichnen. An die südwestliche Ecke schliesst sich der Kronenturm, in welchem die königlichen Insignien und Kostbarkeiten aufbewahrt wurden, die übrigen drei Türme sind nur den Ecken aufgesetzte Turmstrünke aus späterer Zeit. Bis ins Jahr 1811 war das Schloss bewohnt und erlebte seine glänzendste Periode wohl unter der Regierung der Kaiserin Maria Theresia, welche neben der hl. Elisabeth wohl die berühmteste Frau ist, die diesen Boden betreten. Hier hat die erhabene Herrscherin, von ihren Bundesgenossen verlassen, durch einen Ausgleich sich die Herzen der Ungarn erobert, so dass diese ihr in aufloderndem ritterlichem Sinne zuriefen: *Vitam et sanguinem pro Majestate vestra! Moriamur pro rege nostro Maria Theresia!* Auf einem schönen Denkmal drunten am Donauquai ist dieser Moment durch ein schönes Monument mit obigen Worten auf dem Sockel verherrlicht. Leider wurde dieses altbewährte Schloss mit seinen zahlreichen Allertürmen im Jahre 1811 eine Beute der Flammen. Die grossen Sprünge, die die jetzigen Ruinen zeigen, die oft sich loslösenden Steine machen heutzutage einen Gang durch die Ruinen gefährlich.

Dieses Schloss, welches in ergreifender Weise uns die Vergänglichkeit des Irdischen predigt, ist die Geburtsstätte der hl. Elisabeth, welche hier im Jahre 1207 das Licht der Welt erblickte. Ihr Vater war König Andreas II. und ihre Mutter Gertrud von Andechs, eine Schwester der hl. Hedwig. Wunderbare Ereignisse begleiteten, wie die Legende erzählt, die Geburt des lieblichen Kindes. Im fernen Eisenach sagte ein gelehrter Ungar die Geburt des Kindes voraus. Zum gestirnten Himmel aufblickend rief er aus: „Ich sehe einen schönen Stern in Ungarn aufgehen und bis nach Marburg und von Marburg über die ganze Welt hinstrahlen. Wisst, in dieser Nacht wird meinem Herrn, dem König von Ungarn, eine Tochter geboren, die Elisabeth heissen und die Gemahlin des Sohnes eures Fürsten werden wird. Durch ihr heiliges, löbliches Leben soll alles Erdrreich und besonders dieses Land erfreut und getröstet werden.“ Man machte auch die Wahrnehmung, dass mit der Geburt des Kindes die Kriege und innern Spaltungen aufhörten, das religiöse Leben, sowie auch der Wohlstand des Landes sich hob. Es war, als ob auch dieses Schloss Engelsharen umschwebten, die ihr „*Gloria in excelsis Deo et pax hominibus bonae voluntatis*“ sängen. Ein Mönch, welcher das Kind berührte, wurde von langjähriger Blindheit geheilt. Das erste Wort, das über die Lippen des Kindes ging, war ein Gebet, seine erste Handlung ein Almosen an Arme. Damit waren schon hier die Umrisslinien ihres ganzen Lebens, ihres eigentümlichen Wirkens vorgebildet. Der Landgraf Hermann von Hessen hatte die Prophezeiung des Ungarn Klingsor nicht vergessen und erreichte im Jahre 1211, was er anstrebte, die Verlobung dieses ausserordentlichen Mädchens an seinen Sohn, zu dem es dann auch sogleich, ausgestattet mit einer glänzenden Aussteuer, auf die Wartburg gebracht wurde. Damit tritt die Heilige auch aus dem Bereiche unseres Berichtes über Pressburg. Nur noch einmal in ihrem Leben kehrte die hl. Elisabeth nach Pressburg zurück, nämlich ans Grab ihrer unter Mörderhand gefallenen Mutter.

Wir stunden noch, verloren in ferne Zeiten, eine zeitlang auf diesem geheiligten Boden. In unserm Geiste belebten sich die kahlen Räume mit stolzen Rittern in glänzendem Harnisch und Helm mit wehendem Federbusch, mit dem Waffengeklirr der Turniere und dem hellen Gesang der Troubadoure, der erklang bis in weite Ferne; und mitten in dem weltlichen Treiben sehen wir rein und hold ein von Allen verehrtes Kind erblühen, eine in tiefster Farbenglut erglänzende Passionsblume, welche in ihrem Kelche die Leidenswerkzeuge und von der unsäglichen Liebe Christi eine Flamme trägt und hier schon beginnt, ihr Leben in Gottesminne dem Heiland zu weihen.

Aber der aus der Ferne ertönende Glockenschlag, der zur Abreise mahnte, machte allen Träumereien ein Ende.

In weihvoller Stimmung stiegen wir hinab zu dem Krönungsdome zu St. Martin. Diese gotische Hallen-Kirche wurde vier Jahre vor der Geburt der hl. Elisabeth begonnen, hat aber im Laufe der Zeit starke Umänderungen erlitten. Auf der Chorwand finden wir die Namen der 11 Könige und 8 Königinnen, die hier mit der Krone des hl. Stephanus geschmückt worden, aufgezeichnet. Im Chore öffnet sich auch die Krönungspforte, durch welche dem Neugekrönten beim Auszug aus der Kirche wie einem Kirchenfürsten das Kreuz vorausgetragen wurde. Denn schon dem hl. Stephan hat der Papst Sylvester den Titel Apostolicus gegeben, den er heute noch trägt.

Wir konnten vor unserer Abreise noch einen flüchtigen Blick auf zwei Bildwerke werfen, die den Kern der Eindrücke zusammenfassten, welche wir aus dem Besuche Pressburgs mitgenommen. Hinter dem Chor ist ein berühmtes Monument aus dem Meissel des Bildhauers Raphael Donner. Es stellt Martin als jugendlichen ungarischen Reiter dar, der mit vollendeter Reitkunst das zum Sprung sich erhebende Pferd unter seinen Willen bannet, im gleichen Augenblicke aber auch mit kräftigem Schwerthieb seinen pelzverbrämten Mantel durchhaut und den abgehauenen Teil auf den Arm eines auf der Erde liegenden Krückenmannes niederfallen lässt. — Nicht weit von diesem Monument, im sog. Propsthof, fanden wir die Statue der **hl. Elisabeth**, welche auf das gegenwärtige Jubeljahr eigens vom Pressburger Bildhauer Alois Rigele angefertigt wurde. Sie stellt die hl. Elisabeth dar, wie sie ihr lockenreiches, mit goldener Krone gezieres Haupt zu einem nackten Kinde herniederneigt, das den vor Kälte zitternden Leib an die Heilige schmiegt; die Rechte Elisabeths legt sorglich und innig ihren Mantel zum weitem Schutz um das arme Kind. Ein zweites armes Kind schaut knieend zur Heiligen empor, seine mehr zusammengepressten als gefalteten Hände deuten an, dass auch es ein schmerzliches Leid hat, dem vielleicht die von der linken Hand der Heiligen gefragene Schlüssel mit Esswaren nun ein Ende bereiten wird.

Diese beiden Bilder sagten uns mehr als Worte, dass in der ungarischen Nation, die uns mit ihrer Sprache und ihren Gepflogenheiten immer noch asiatisch fremd anmutet, ein grosses leidenschaftliches Herz wohnt, das, wenn es von der Gnade des Himmels erfasst wird, Wunder der Liebe und Entsagung wirkt, gross genug, eine Welt umzugestalten.

Luzern.

Stadtpfarrer J. Amberg.



Ein Meisterwerk über einen Meister.

Wir haben oben in unseren Wartburgerinnerungen unter der Führung des Moritz von Schwind unsern betrachtenden Gang durch die Elisabethengalerie der Wartburg und durch deren Säle gemacht. Moritz von Schwind hat es verstanden, das alte Burgleben und das Heiligenleben in diesen ehrwürdigen Mauern aufs neue zu erwecken und dem Denken und Fühlen der Neuzeit nahe zu bringen. Elisabeth schreitet in den Schwind'schen Bildern gleichsam aufs neue durch die Wartburg. Schwind ist seither unzertrennlich mit der Wartburg verbunden. Mit grosser Freude benützen wir daher in dieser Festnummer die Gelegenheit auf ein 1906 erschienenenes Buch aufmerksam zu machen, das den Meister der Wartburgbilder, Moritz von Schwind selbst in seiner ganzen schöpferischen Wirksamkeit wie in neuem Leben vor unseren Augen und unserer Seele erstehen lässt. In dem von der Deutschen Verlags-Anstalt (Stuttgart und Leipzig) herausgegebenen grossartigen Gesamtwerk: *Klassiker der Kunst in Gesamtausgaben* ist der Neunte Band erschienen: unter dem Titel *Moritz von Schwind*. Das Werk (kl. 4., 600 S. auf feinstem Kunstpapier in Prachtausstattung) enthält zunächst eine gedrängte Biographie des bedeutenden Künstlers, die in ungemein glücklicher Entfaltung Lebensgang und Charakter, Persönlichkeit und ausgeprägte Eigenart, künstlerisches Schaffen und Ringen im Leben des grossen Mannes zur Darstellung bringt. Ein ganze Fülle scharf gezeichneter Züge hat der Verfasser Otto Weigmann in die Darstellung dieses Kunstbildes verflochten. So entstand auf beschränktem Raume eine ungemein anmutende Zeichnung, aus deren frohen freudigen Linien uns der ganze Mensch Schwind entgegenleuchtet. Schwind ist uns geschildert mit seinem hohen Idealismus und seiner besten Romantik, mit seiner künst-

lerischen Unmittelbarkeit und seinem naiven, urwüchsigen Humor, mit seiner poesievollen Auffassung des Natur- und Menschenlebens und seiner köstlichen dem 19. und 20. Jahrhundert eigenartig verständlich gemachten Wiedererweckung der alten Sagen- und Märchenwelt, mit seiner Sinnigkeit und Innigkeit, mit seiner Naturfrische und seiner zarten romantischen, nie frostigen Sinnbildlichkeit und Allegorie, mit seinem eigenartigen Stil, der auf einer gründlichen Kenntnis der Natur beruhend in Form und Farbe von ihren zufälligen Bildungen absieht, und seiner wunderbaren Zeichnung einerseits und den matten heraldischen Farben andererseits, mit seinen hekannten Schwächen in der grossen Historienmalerei, und seiner geradezu klassischen Verbindung der Geschichtsmalerei, der Idylle und der grossen siegenden idealen Gedanken in einem und demselben Vorwurf. Ja Schwind steht vor uns als Romantiker im edelsten Sinne des Wortes und doch als volles ganzes Kind seiner Zeit, ein tief religiöses Künstlergenie, und doch kein Kirchenmaler — das war nie seine Gabe — ein freier frohmütiger Behandler der edlen Liebe und der antiken Göttersage und doch nie ein Venusdiener. Wir möchten die kurze Biographie Weigmanns mit dem einen Gedanken charakterisieren: sie ist wie ein Schwind'sches Gemälde, scharf und froh in Zeichnung und Linie, ohne die Gewalt und den Prunk der Farben, aber durch Unmittelbarkeit und latente Poesie auf den Leser wirkend.

Doch dies ist ja nur das Eingangsportal. Nun folgen als geradezu überraschend schöne Wiedergaben aus der Fülle der Schwind'schen Kunst: 1265 Abbildungen vollkommener Art —: Kleinstes und Grösstes, scheinbar Unbedeutendes und Höchstleistungen des Meisters —! Jetzt ist Schwind selber Führer geworden im Buche: alles tritt zurück: und der Verlag hat keinen Aufwand gescheut, dass der Meister möglichst unmittelbar, möglichst getreu, möglichst allseitig zu unserer Seele spricht. Wirklich ein Meisterwerk über einen Meister! Der Verlag möge nicht bloss diese kurzen Zeilen als Rezension des herrlichen Buches hinnehmen: was wir oben über den Schwind'schen Wartburg-Zyklus geschrieben haben, verdanken wir zu einem grossen Teil diesem Buche und möchten es neben seinem Hauptzweck auch als einen Ausdruck der Freude über die geistigen Gaben, die eben dieses Werk bietet, betrachtet wissen — als seine unmittelbarste Rezension. Wir haben zweimal den Wartburg-Zyklus an Ort und Stelle eingehend studiert — aber erst die herrlichen Wiedergaben dieses Buches, von denen einzelne mit Erlaubnis des Verlages diese Festnummer schmücken, und der durch das Buch gewährte Volleinblick in des Künstlers gesamtes, ausserordentlich reiches Schaffen führten uns tiefer in Schwinds Eigenart ein und belebten auch die vor zwei Jahren empfangenen Eindrücke einer diesbezüglichen Ausstellung in München, in der Schwinds Werke einigermaßen vertreten waren. Das Prachtwerk wird für Gebildete und Kunstfreunde, die ein gesamtes Künstlerleben vorurteilslos zu betrachten verstehen, zu einem wahren Labsal und bereichert im ersten Sinne des Wortes wahre Bildung. Eine Schrift für die unreife Jugend ist dieses Buch selbstverständlich nicht!

A. Meyenberg.



Zur Elisabethenverehrung in der Schweiz.

Auffällig ist zunächst eine grössere Verbreitung des Namens der hl. Elisabeth seit zirka 1250. Reliquien sind gekommen nach Büren, Fahr, Luzern, Hof. Hitzkirch hat die heilige Landgräfin als zweite Kirchenpatronin und besitzt eine sogenannte Elisabethenstiege (Kirchenstiege). Die Kirche im Rain hat Reliquien der heiligen Königin Elisabeth von Portugal. Besonders eifrig wurde die hl. Landgräfin in dem Dominikanerkloster Töss (Kt. Zürich) verehrt. In vielen Kirchen und Klöstern findet sich auch auf Altären und in Glasgemälden das Bild der lieben hl. Elisabeth. Wir erinnern z. B. an die idyllisch-religiöse Auffassung derselben in einem Glasfenster der Kirche zu Baden, nach der schönen Zeichnung von Kunstmaler J. Balmer, an Gemälde von Deschwanden und, wenn wir uns nicht täuschen, von Vittiger und Kunz. —

— Unter den Schwestern des Klosters Töss im Kanton Zürich treffen wir, wie überhaupt in den schweiz. Urkunden, seit zirka 1250 viele Elisabeth: gewiss Verehrerinnen der hl. Elisabeth von Thüringen. Man nahm es im Kloster Töss mit der Nachahmung dieser so über-

aus lieblichen Heiligen recht genau. Schwester Elisabeth Staglin weiss um 1550 viele Mitschwester seit etwa 100 Jahren aufzuzählen, die heiligmässig lebten, besonders viele Elisabeth, so Elsi von Elgg, Elsbeth von Instetten, Elsbeth Bächli, Elsbeth von Elgg, Elsbeth von Schaffli, Elsbeth Metzi, Elsbeth, Königstochter von Ungarn, Elsbeth von Baldegg, Elsi von Kollikon, Elsbeth Zollner. Jene Elisabeth von Ungarn, die 15jährig in Töss den Schleier nahm, war die Tochter des Königs Andreas III. von Ungarn, welcher ein Neffe der hl. Elisabeth von Thüringen war. Der seligen Elisabeth von Ungarn Stiefmutter war Agnes von Oesterreich, die 1508 Königsfelden stiftete. So finden wir die Verehrung der hl. Elisabeth von Thüringen in der Schweiz wohl begründet und verbreitet, wenigstens durch den Namen. Reliquien der hl. Elisabeth von Portugal, ebenfalls Grossnichte der von Thüringen, werden in Rain, Kt. Luzern, verehrt. Die hl. Landgräfin ward verehrt in Büren und noch in Fahr und Luzern und Hitzkirch. Religiös-wohlthätige Anstalten, wie Versorgungsheime für alte Frauen, Anstalten des „Mädchenschutz“ und Vereine zur Unterstützung armer Familien tragen vielfach auch in der Schweiz den Namen der Heiligen von Thüringen.

Meierskappel.

Kaplan Lütolf.



Festliteratur über die hl. Elisabeth.

Eine sehr interessante Festschrift über die hl. Elisabeth bringt die vom deutschen Charitasverband herausgegebene „Christliche Frau“. Professor Dr. Mausbach führt uns zum Verständnis ihrer Heiligkeit, Dr. Spahn charakterisiert ihre Biographen, Alban Stolz und Montalembert; Joseph Popp erläutert die Gemälde Moritz Schwind's im Elisabeth-Gang der Wartburg, die in schöner Nachbildung wiedergegeben werden, Lorenz Kropp zeichnet das Bild der Heiligen in der neuern Dichtung. Dr. Förster beleuchtet den auf den ersten Blick befremdenden Schrift Elisabeth, der in dem Verlassen der von ihr so sehr geliebten Kinder liegt; Zurbousen nimmt sie in Schutz gegen ihre modernen Kritiker und Widersacher, Maria Herbert endlich erzählt jenen Zug der Legende, wo Elisabeth in der Gestalt eines aussätzigen Bettlers den Herrn selber ins Haus führte und pflegte und dessen Erscheinung sie vor ihrem Gemahl und der Schwiegermutter rechtfertigte.

Festartikel mit Festillustrationen enthält auch das „Hochland“. Im Leitartikel greift ein Protestant, Universitätsprofessor Dr. Karl Wenck eine sehr interessante Episode aus dem Leben der hl. Elisabeth heraus: **Die hl. Elisabeth und Gregor IX.** Von dieser Episode aus beleuchtet Wenck das ganze Leben der heiligen Elisabeth in hochinteressanter Weise — namentlich auch unter psychologischen Gesichtspunkten. Trifft auch da und dort das Uebernatürliche etwas zu sehr zurück, so verliert doch die Gestalt Elisabethens in dieser kritischen Studie keineswegs. — Sie erstrahlt unter den Untersuchungen der Geschichte immer noch als Fürstin der Liebe und der Heiligkeit. Der Verfasser teilt in dem Aufsatz auch einen Brief Gregor IX. an Elisabeth mit. Die Arbeit Wencks ist sehr lesenswert. Dr. Wencks Schlussworte bestätigen unsere Ansicht über die Allverehrung Elisabeths, die wir für unsern Wartburg-Essay bereits niedergeschrieben hatten, wenn er sagt: „Heute erkennen wir in dem Anderken Elisabeths einen Schatz für alle Deutsche, denen es eine seelische Erquickung ist, emporzuschauen zu einer Seele, die von allen standesmässigen Ueberlegungen frei nichts will als helfen und dienen. Unendlicher Segen geht von solchen Menschen auf die übrigen aus, selbst wenn niemand es ganz ebenso macht wie sie. Ein solches Leben kann niemand ohne tiefe Ergriffenheit lesen und das schon zwingt zum Tun. In dem Zeichen Elisabeths können sich Katholiken und Protestanten die Hand reichen. So durfte ein Protestant, der in der Stadt Elisabeths, in Marburg eine zweite Heimat gefunden hat, in dieser Zeitschrift „Hochland“ das Bild Elisabethens zu gestalten versuchen.“ Dr. Wenck hat auch für das im Erscheinen begriffene grosse **Prachtwerk: Die Wartburg**, ein Denkmal deutscher Geschichte und Kunst, das Elisabethenleben geschrieben (dem deutschen Kaiser, der Kaiserin und Grossherzog Ernst von Sachsen-Weimar gewidmet; Grossfolioformat, mit 706 Abbildungen im Text, und 54 Tafeln auf Kunstpapier. Berlin, Historischer Verlag Baumgärtel, Preis 260 Mark.) Dasselbe Novemberheft des „Hochland“ gestaltet sich durch weitere Beiträge zur Säkularfeier: Die hl. Elisabeth in Kunst und Dichtung von Fr. X. Seppels — Die hl. Elisabeth in Wagners Tannhäuser von Dr. Eugen Schmitz, sowie durch eine ganze

Fülle prächtiger Kunstbeilagen aus dem Elisabethenleben, namentlich aus dem Schwind'schen Wartburg-Zyklus, sowie durch die farbige Wiedergabe von Holbein d. Ä. Elisabeth aus dem Sebastiansaltar — die unsere Leser infolge freundlicher Vermittlung von Redaktion und des Verlags Kösel auch in unserer Festnummer finden — zu einer grossartigen Huldigung an die liebe heilige Frau. Diese feinsinnige und pietätvolle Veranstaltung gereicht Redaktor und Verlag zu hoher Ehre.

Die Zeitschrift „Die christliche Kunst“ hat ihr Novemberheft zu einem Elisabethenheft gestaltet mit ganz vorzüglichen Illustrationen aus allen Gebieten der Künste, insofern sie Elisabeth huldigen: *venite et videte!* Dr. Hyazinth Holland begleitet das Ganze mit einem ausserordentlich interessanten Essay: Die Heilige Elisabeth in Geschichte und Kunst. Wir machen auch unsere Leser bei dieser Gelegenheit aufmerksam auf das inhaltvolle, kritische und durch eine ganze Fülle konkreter geschichtlicher Züge leuchtende Bild in der „Geschichte des deutschen Volkes“ von P. Michael, S. J., II. Bd. S. 205 bis 225. Dem Elisabethenbild folgt sofort das Bild der hl. Hedwig, der Schwester der Mutter unserer hl. Elisabeth. Prediger und Präses von Mütter- und Elisabethenvereinen erinnern wir auch an das Büchlein: **Im Geiste der hl. Elisabeth**, Vorträge von Dr. F. Keller, Laumann, Dülmen: sie finden dort reiche Anregungen und neue Gedanken. Die Schrift eignet sich auch als Geschenk an künftige Frauen und Mütter. Endlich erinnern wir an J. Kieffers praktische Erbauungsbücher: Sankt Elisabeth und das kleinere Elisabethenbüchlein. Von **Alban Stolzens** unsterblichem Volkswerke — in schöner Volksausgabe mit hübschem Einband ein prächtiges Geschenk (Herder) — und **Montalemberts** glühendem Werk haben wir schon gesprochen. Kunstfreunde erinnern wir an das Tafelwerk: **Die Glasgemälde der Elisabethenkirche**, herausgegeben von Hasekoff, 3 Vierfarbendrucktafeln und 19 Tafeln in Lichtdruck, und an das schöne Buch des Protestanten **Wilhelm Kolbe**: Die Kirche der hl. Elisabeth zu Marburg, auf das wir bei der Fortsetzung der Wartburgerinnerungen noch zurückkommen werden. — Eben erscheint auch eine prächtige kleine Gabe der immer sehr inhaltreichen und trefflich orientierenden Frankfurter Broschüren: **Die hl. Elisabeth von Thüringen in der neueren Forschung** von Prof. Dr. Zurbousen, 1907, Münster i. W.



Miszellen.

— **Hefele über Alban Stolzens „Elisabeth“.** Es war gegen Ende Wintersemester 1864–65, kam mein verehrter Professor der Kirchengeschichte, K. J. v. Hefele, der spätere Bischof von Rottenburg, auf die hl. Elisabeth zu sprechen und sagte u. a. folgendes: „Sie wissen, meine Herren, dass ich nicht in allem denke, wie mein verehrter Kollege (Alban Stolz) drunten an der Dreisam, aber das will ich laut bekennen, dass in diesem unserm 19. Jahrhundert in deutscher Sprache kein Buch geschrieben worden ist, das nach Form und Gehalt dem „Leben der hl. Elisabeth“ von A. St. an die Seite zu setzen wäre. Es ist dies das schönste und nützlichste Buch dieses Jahrhunderts. Hätte A. St. auch nichts anderes als dieses nach Form und Gehalt wahrhaft klassische Buch geschrieben, sein Name wäre unsterblich, solange die deutsche Sprache besteht — wie es unschätzbaren Wert hat für die kath. Glaubens- und Sittenlehre. Wo immer Sie dieses Buch — aber zuvor auch selber lesen und betrachten — zu empfehlen Gelegenheit haben, tun Sie es; Sie machen sich dadurch um die hl. Kirche und ums katholische Leben verdient.“

Solothurn.

Wyss, Domherr.



Für Prediger.

Wir schlagen z. B. vor: Schlusspredigt für das Kirchenjahr: St. Elisabeth. Sie führte in Gedanken und Leben das Wort im heiligen Introitus nachbildlich durch: ego cogito cogitationes pacis. Gottes Friedensgedanken in der lieben heiligen Elisabeth. — Es liessen sich auch eine oder zwei Adventpredigten halten: Adventgeist im Leben der hl. Elisabeth, oder: Elisabeth die Fürstin der Liebe, oder: 1. Elisabethens ernster Bussgeist — 2. Elisabethens überströmender Geist der Liebe nach 1. Kor., 13. Kap., oder auch sehr schön unter Benützung von Isaias 58, 7. 8. 11 (vgl. oben Wartburg-Erinnerungen).



Inländische Mission.

Ordentliche Beiträge pro 1907:

Uebertrag laut Nr. 46: Fr. 63,563.15

Kt. Aargau: Baden (wobei Gabe von Ungenannt 100 Fr.)	600.—
Kt. Baselland: Binningen 25, Ettingen 39	64.—
Kt. Bern: Stadt Bern (wobei von Ungenannt zum Andenken an eine Verstorbene 100 Fr.)	344.86
Brislach	85.—
Kt. St. Gallen: Gähwil, 1. Sendung 200, Goldingen 120	320.—
Kt. Luzern: Hasle 120; Neudorf 2. Rata 305.50; Root 520; Ruswil, Einzelgabe 160; Sursee, durch Hrn. R. L., Legat von sel. Jgfr. Maria Dahinden 200	1245.50
Kt. Solothurn: Aeschi, 2. Rata	51.—
Kt. Thurgau: Heilig-Kreuz	43.—
Kt. Zürich: St. Peter- und Paulspfarrei Zürich	405.—

Fr. 66,721.51

Luzern, den 19. Nov. 1907. Der Kassier: J. Duret, Propst.

Nachwort.

Die heutige Festnummer will neben ihren Hauptzwecken zugleich auch ein Gruss der Buchdruckerei und des Verlages **Räber & Cie.** an die Leser und Freunde des Blattes sein aus den neu bezogenen und mit den Errungenschaften der jetzigen Entwicklung ausgestatteten Räumen im Neubau des Geschäftes an der Frankenstrasse, nächst dem Bahnhof.

1832 ist das Gründungsjahr der Firma und vom gleichen Jahre an erschien auch bei ihr die „Schweizerische Kirchenzeitung“.

Redaktion: A. Meyenberg, Can. u. Prof. in Luzern.

Druck und Verlag: **Räber & Cie.** in Luzern.

Alle in der „Kirchenzeitung“ ausgeschriebenen oder rezensierten

Bücher werden prompt geliefert von **RÄBER & Cie.**, Luzern.

RÄBER & CIE

BUCHDRUCKEREI, BUCH- UND KUNSTHANDLUNG

Ecke Franken-Morgartenstrasse

Filiale: Kornmarktgasse

Bücher aus allen Wissensgebieten Fach- und Standesschriften — Unterhaltungslektüre — Reise-literatur und Kartenwerke — Andachtsbücher — Feine Devotionalien

Weihnachtskrippen Kinderspielwaren Bilderbücher — Reichhaltiges Bilderlager alter und neuer Reproduktionsarten, wobei auch das Einrahmen übernommen wird — Reliefs Statuen

Vertretungen:

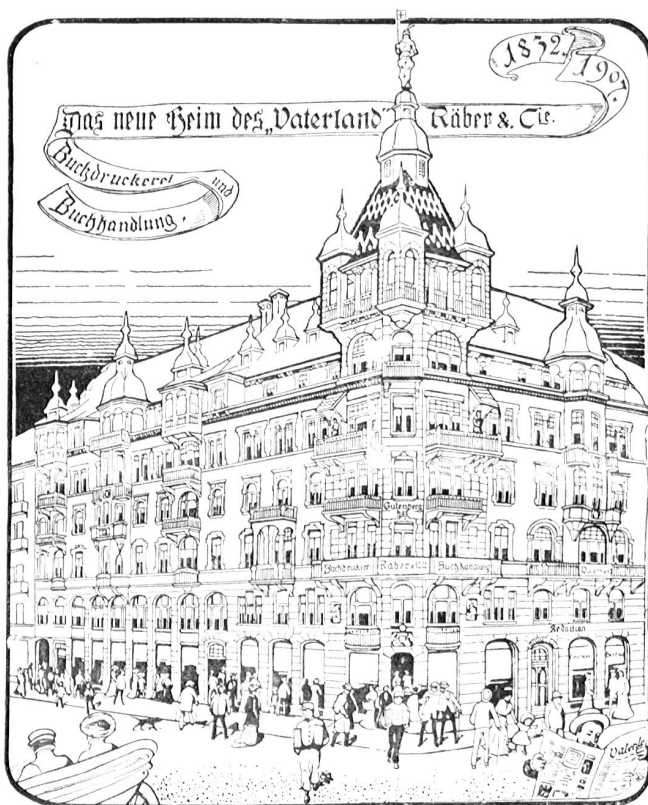
Kirchenparamente renommierter inländischer Provenienz

Bureau-Möbel neuester Konstruktion, höchst praktisch Bestes Schweizerfabrikat

Papierhandlung en gros und détail Alle Artikel der Schreibwarenbranche

Die **Buchdruckerei** empfiehlt sich für rasche und billige Lieferung aller Sorten Drucksachen in einfacher bis reichster Ausstattung in allen Stilarten

Buchbinderei, Vergolde- und Präge-Anstalt.



Literarische Gaben von Hochw. Herrn Prof. Meyenberg

Homiletische und Katechetische Studien. 5. Aufl.

XVI und 956 Seiten. Preis broch. Fr. 13.50, M. 11.—; gebunden Fr. 16.50, M. 13.20.

Ergänzungswerk zu Obigem. Erscheint anfangs Dez.

Das Geheimnis und die Methoden der Liebe. (Vortrag an der Jahresversammlung des Schweiz. kath. Mädchenschutzvereins, 1905.) 20 Cts., 20 Pfg.

Eine Weile des Nachdenkens über die Seele. 2. Auflage. 52 Seiten. Preis 75 Cts., 75 Pfg.

Eine Blume von den Gräbern der alten Heiligen. Predigt auf das Fest des hl. Fridolin zu Sädingen. Preis 60 Ct., 50 Pf.

Leichenrede auf H. Stadtpfarrer Uttinger. Pr. 40 Ct. 40 Pf.

Verlag von **Räber & Cie.**, in Luzern

Sicherheit und Weitherzigkeit katholischer Gottes- und Weltanschauung. (Rede am Regensburger Katholikentag, 1904.) Preis 20 Cts., 20 Pfg.

Repetitionen über das Sechstageswerk. 15 Cts., 15 Pfg.

Broschürensammlung: Brennende Fragen

I. Heft: **Pflicht der Katholiken zur Anteilnahme an Wissenschaft und Kunst.** 92 Seiten. Preis 95 Cts., 90 Pfg.

II. Heft: **Ob wir Ihn finden?** Gedankenwanderungen durch Grosswelt und Kleinwelt, Innenwelt und Aussenwelt. 3. Auflage. 216 S. Preis Fr. 1.75, M. 1.50.

III. Heft: **Ist die Bibel inspiriert?** 2. Auflage. 144 Seiten. Preis Fr. 2.—, M. 1.70.

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen.

Luzern Hotel „Weisses Kreuz“

3 Min. v. Bahnhof und Schiff. Altbekanntes, best renommirtes Haus II. Ranges. Ruhige Lage. Mässige Preise. Der Hochw. Geistlichkeit besonders empfohlen. Portier am Bahnhof. O 106101

Küttel-Danner, Sohn, vormalis Schiffskapitän Küttel.

Kirchenmalerei

Otto Haberer-Sinner, Kunstmaler, Gümligen (bei Bern)

Freseogemälde,

Altarbilder, Kirchen- und Altar-Renovationen.

Entwürfe für Innendekoration

Fräfel & Co., St. Gallen Anstalt für kirchliche Kunst.

empfehlen sich zur Lieferung von solid und kunstgerecht in ihren eigenen Atelier gearbeiteten Paramenten und Mahnen sowie auch aller kirchlichen Metallgeräte, Statuen, Teppichen etc. zu anerkannt billigen Preisen. Austührliche Kataloge und Ansichtsendungen zu Diensten.

BODENBELÄGE für KIRCHEN

ausgeführt in den bekannten Mettlicher Platten liefern als Spezialität in einfachen bis reichsten Mustern

EUGEN JEUCH & Co., Basel.

Referenzen: Kloster Mariastein, Kirche in Hagenwyl, Eggersriedt, Oensingen, Stein, Säkingen, Glattbrugg, Appenzell, Fischeningen, etc. etc.

GEBRUEDER GRASSMAYR Glockengiesserei

Vorarlberg — FELDKIRCH — Oesterreich empfehlen sich zur

Herstellung sowohl ganzer Geläute als einzelner Glocken

Mehrjährige Garantie für Haltbarkeit, tadellosen Guss und vollkommen reine Stimmung.

Alte Glocken werden gewendet und neu montiert mit leichtem Läutesystem. Glockenstühle von Eichenholz oder Schmiedeeisen.

Sakristeiglocken mit eiserner Stuhlung.

Der Beachtung des hochw. Klerus bestens empfohlen!

In unserem Verlage ist erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

L'Amico e la Guida dell' Operajo italiano in Patria e all' Estero.

Istruzioni pratiche ed Esercizi di Pietà.

Pel Sac. Uberto Giansevera.

Empfohlen von den Erzbischöfen von Mailand u. Ravenna. Mit 2 Chromo- und 10 Vollbildern. 852 Seiten. Format IX. 77 x 129 mm. Gebunden in Einbänden zu Fr. 1.75 und höher.

Die besten Beweise für die Vortrefflichkeit dieses Buches sind die in demselben abgedruckten Empfehlungschriften, mit denen Se. Eminenz Kardinal M. C. Ferrari, Erzbischof von Mailand, und Se. Excellenz P. Morganti, Erzbischof von Ravenna die Herausgabe des Werkleins begrüßt haben. Wie der Titel sagt, soll das Büchlein den italienischen Arbeitern, daheim wie draußen in der Fremde in den mannigfachen Schicksalen des Lebens ein treuer Freund und weiser Führer sein und ist nach dem Urteil der vorgenannten Kirchenfürsten voll und ganz berufen, diesem edlen Zwecke vollkommen zu entsprechen. Die leider nur zu oft in den religiösen Wahrheiten recht mangelhaft unterrichteten italienischen Arbeiter finden in diesem Büchlein ein vorzügliches Mittel, sich die notwendigen Kenntnisse über die katholische Glaubens- und Sittenlehre anzueignen und das religiöse Leben auch unter schwierigen Verhältnissen praktisch zu betätigen.

Verlagsanstalt Benziger & Co. A.-G., Einsiedeln, Waldshut, Köln a/Rh.

Kurer & Cie., in Wil Kanton St. Gallen

(Nachfolger von Huber-Meyenberger, Kirchberg) empfehlen ihre selbstverfertigten, anerkannt preiswürdigen Kirchenparamente und Vereinsfahnen

wie auch die nötigen Stoffe, Zeichnungen, Stickmaterialien, Borten und Fransen für deren Anfertigung. Ebenso liefern billigst: Kirchliche Gefässe, und Metallgeräte, Statuen, Kirchenteppiche, Kirchenblumen, Altarauf-rüstungen für den Monat Mai etc. etc.

Mit Offerten, Katalogen u. Mustern stehen kostenlos z. Verfügung. Bestellungen für uns nimmt auch entgegen und vermittelt:

Herr Ant. Achermann, Stiftsgeistlicher, Luzern.

Gebrüder Gränicer, Luzern

Besteingerichtetes Massgeschäft und Herrenkleiderfabrik.

Soutanen und Soutanellen von Fr. 40 an
Paletots, Pelerinenmäntel und Havelock von Fr. 35 an
Schlafrocke von Fr. 25 an

Massarbeit unter Garantie für feinen Sitz bei bescheidenen Preisen. Grösstes Stofflager. Muster und Auswahlendungen bereitwilligst.

Atelier für Kirchenmalerei

von

M. Bent-Diethelm, Bürich V, Signautstr. 9.

Renovation und Ausmalung von Kirchen, Kapellen etc. Entwürfe und Kostenberechnungen.

Carl Sautier in Luzern

Kapellplatz 10 — Erlacherhof empfiehlt sich für alle ins Bankfach einschlagenden Geschäfte.

Kirchenteppiche

in grösster Auswahl bei

Oscar Schüpfer, Weinmarkt, Luzern

Für Geistliche.

Erholungsheim

besonders für Herbst-, Winter- u. Frühjahrs-Aufenthalt geeignet.

Villa Raffaele, Lugano, italienische Schweiz.

Gläserne Messkännchen

mit und ohne Platten liefert Anton Achermann, Stiftsakristan, Luzern.

Louis Ruckli

Goldschmied und galvanische Anstalt Bahnhofstrasse

empfehlen sich best eingerichtet. Atelier. Uebernahme von neuen kirchlichen Geräten in Gold und Silber, sowie Renovieren, Vergolden und Versilbern derselben bei gewissenhafter, solider und billiger Ausführung.

Weihrauch

in Körnern, reinkörnig, pulverisiert fein präpariert, p. Ko, z. Fr. 3. — b. Fr. 8. — empfiehlt Anton Achermann, Stiftsakristan, Luzern.

ACHTUNG! Günstige Gelegenheit z. billigst. Kauf: Brockhaus Konv.-Lex. neueste 5. Aufl. 1906; 2 f. illustr. Bde., ungebr.; P. nur 22 Fr. statt 32). Anf. a. d. Ex.

Creditanstalt in Luzern

empfehlen sich für alle Bankgeschäfte unter Zusage von eulanten Bedingungen.

Erfahrene HAUSHÄLTERIN sucht Stelle zu einem Geistlichen. Offerten an die Expedition.

Verlangen Sie gratis illustrierte Kataloge über

Harmoniums

in allen Preislagen.

Vorzügliche Schul- und Hausinstrumente

Fr. 50 an.

Occasionsinstrumente

Ältestes Spezialgeschäft der Schweiz

HUG & Co. in Zürich und Luzern.

Patent Rauchfasskohlen

sehr praktisch, vorzüglich bewährt liefert in Kisten von: 360 Stk. I. Grösse für 1/2 stünd. Brenndauer, oder von 150 Stk. II. Grösse für 1—1 1/2 stündige Brenndauer, ferner in Kisten beide Sorten gemischt, nämlich 120 Stk. I. Grösse und 102 Stk. II. Gr. per Kiste zu Fr. 7. — A. Achermann, Stiftsakristan Luzern.

Diese Rauchfasskohlen zeichnen sich aus durch leichte Entzündbarkeit und lange sichere Brenndauer. Muster gratis und franko.

Verlangen Sie gratis

reguliert Kataloge über

Pianos



in allen Preislagen

schon von Fr 650 an — bei uns auf Lager finden Reichhaltige Auswahl der besten Marken in- und ausländischer renommierter Fabriken

Occasionsinstrumente

Bequeme Ratenzahlungen!

HUG & Co. in Zürich und Luzern.